

strassen|feger

Straßenzeitung für Berlin & Brandenburg

1,50 EUR

davon 90 CT für
den_die Verkäufer_in

No. 17, August - September 2015



LEIDENSCHAFT

SMART & INNOVATIV

Straßenkinder (Seite 3)

FARBE & DIGITAL

30 Jahre Fotogalerie Friedrichshain (Seite 16)

BLAU-WEISS & ROT

König Fußball regiert wieder (Seite 26)

LEIDENSCHAFT

- 3** Straßenkinder sind engagiert und kreativ
- 8** »People Berlin« – Modelabel der Straßenkinder
- 10** Leidenschaftliches Papierzeitungslesen
- 11** Warum eigentlich Geisteswissenschaften?
- 12** Leidenschaftslos
- 13** Leidenschaftlich schreiben
- 14** Angeln – aber richtig!
- 15** Die Leidenschaft fürs Theaterspielen

TAUFRISCH & ANGESAGT

art strassenfeger

- 16** Farbe und digital von Fall zu Fall
Fotogalerie Friedrichshain feiert 30. Geburtstag

Sozial

- 18** Fest der Obdachlosen-Theater
- 19** Mit dem Beratungsbus vor'm Jobcenter

Brennpunkt

- 20** Im Interview: Der Sprecher der Nationalen Armutskonferenz

Kulturtipps

- 22** skurril, famos und preiswert!

Aktuell

- 24** KOMET Bernhard & sein Engagement
- 28** Ausstellung: »Wir kommen auf den Hund«

Verkäufer

- 25** 1. Verkäuferfrühstück beim *strassenfeger*

Sport

- 26** Hertha BSC mit tollem Saisonauftakt
- 27** 1. FC Union Berlin mit Anlaufschwierigkeiten

AUS DER REDAKTION

Hartz IV-Ratgeber

- 29** Neue Ausführungsvorschriften Wohnen (3)

Kolumne

- 30** Aus meiner Schnupftabakdose

Vorletzte Seite

- 31** Leserbrief, Vorschau, Impressum

Liebe Leser_innen,

in den vergangenen Wochen habe ich zweimal die Mitglieder der Ständigen Vertretung der Straßenkinder in Deutschland (StäV) besucht. Das erste Mal trafen sie sich im Vereinssitz des Karuna e.V. in der Hausotterstraße. Themen des Treffens dort waren alternative Wohnformen und die Vorbereitung des 2. Bundeskongresses der Straßenkinder am 22. und 23. September in Berlin. Beim zweiten Mal fand das Treffen im Justus-Delbrück-Haus in Jamlitz (»Akademie für Mitbestimmung«) statt. Anlass war ein von der Bundesregierung initiiertes Bürgerdialog, bei dem es um die Frage geht, was Lebensqualität in Deutschland bedeutet. Diese Treffen mit den engagierten Jugendlichen, die alle schwierige Lebenssituationen auf der Straße gemeistert haben, waren sehr inspirierend und haben mich tief beeindruckt. Mit welcher Leidenschaft und mit wie viel Herz sie sich für die wichtige Sache der Straßenkinder ins Zeug legen, das imponiert. Und es relativiert das klischeehafte Bild, das viele Menschen von Straßenkindern haben, vollkommen. Selbstredend machen wir deshalb in dieser Ausgabe des *strassenfeger* damit auf und lassen die Jugendlichen und ihre Helfer im Hintergrund ausführlich zu Wort kommen (S. 3ff). Dazu passt, dass die Straßenkinder mit ihrem Modelabel »People Berlin« gerade ihre erste Verkaufsausstellung gestartet haben. Natürlich waren wir dabei und berichten darüber (S. 8f).

Unsere ehrenamtlichen Autor_innen beschäftigen sich darüber hinaus auch mit der Leidenschaft fürs Zeitungslesen (S. 10) und Schreiben (13), fürs Theaterspielen (S. 15) und Angeln (S. 14).

In der Rubrik *art strassenfeger* gratuliert unsere Rezensentin Urszula Usakowska-Wolff der Fotogalerie Friedrichshain auf ihre Weise zum 30. Geburtstag (S. 16f). Außerdem freuen wir uns sehr, dass sich unsere Praktikantin Leonie sehr ins Zeug gelegt hat: Sie berichtet über den Hartz IV-Beratungsbus vor Berliner Jobcentern (S. 19), über das Open Air von KOMET Bernhard (S. 24) und hat den Sprecher der Nationalen Armutskonferenz interviewt (S. 20f). Respekt! Aber so soll es sein: Schreiben, statt Kaffee zu kochen!

Viel Spaß beim Lesen wünscht Ihnen
Andreas Düllick

strassen|feger

Die soziale Straßenzeitung *strassenfeger* wird vom Verein *mob – obdachlose machen mobil e.V.* herausgegeben. Das Grundprinzip des *strassenfeger* ist: Wir bieten Hilfe zur Selbsthilfe!

Der *strassenfeger* wird produziert von einem Team ehrenamtlicher Autoren, die aus allen sozialen Schichten kommen. Der Verkauf des *strassenfeger* bietet obdachlosen, wohnungslosen und armen Menschen die Möglichkeit zur selbstbestimmten Arbeit. Sie können selbst entscheiden, wo und wann sie den *strassenfeger* anbieten. Die Verkäufer erhalten einen Verkäuferausweis, der auf Verlangen vorzuzeigen ist.

Der Verein *mob e.V.* finanziert durch den Verkauf des *strassenfeger* soziale Projekte wie die Notübernachtung und den sozialen Treffpunkt »Kaffee Bankrott« in der Storkower Str. 139d.

Der Verein erhält keine staatliche Unterstützung.



Sind so tolle Menschen!

»Ein warmes Essen auf dem Tisch und ein Dach über dem Kopf sind nicht selbstverständlich!«

Ständige Vertretung der Straßenkinder bereitet 2. Bundeskongress vor

TEXT & INTERVIEWS: Andreas Düllick & Leonie Karnowsky | FOTOS: Andreas Düllick © VG Bild-Kunst

Am 25. und 26. September wird es in Berlin den 2. Bundeskongress der Straßenkinder geben. Die Ständige Vertretung der Straßenkinder (StäV) bereitet das Treffen derzeit ganz intensiv vor. Beim Karuna e.V. in Berlin gab es am 31. Juli ein Treffen der StäV. Thema u.a.: »Verhinderung von Jugendwohnungslosigkeit und der sozialen Exklusion von Straßenkindern.« Live dabei war ein Fernsehteam des Kinderkanals »KIKa«. Eine Woche später, am 8. August, diskutierte die StäV im »Justus Delbrück Haus, Akademie für Mitbestimmung“ beim 115. Bürgerdialog der Bundesregierung (»Gut leben in Deutschland – Was uns wichtig ist«) darüber, was Lebensqualität in Deutschland für sie bedeutet. Sie diskutierten insbesondere über Mindestlohn, bezahlbaren Wohnraum, das Bildungssystem und über

soziale Aspekte wie Geborgenheit, Vertrauen, Nächstenliebe und Zusammenhalt. In einer zweiten Gesprächsrunde fokussierten sie Aspekte zu Gesetzen und Recht sowie Finanzen. Mit dabei waren u. a. Chantal, Isi, Johnny, Habib, Dave, Sophia, Pia, Florian, Sabrina sowie Gabriele Schützler und Jörg Richert, die Geschäftsführer des Karuna e.V. Sie alle haben uns im Vorfeld des Kongresses Rede und Antwort gestanden.

strassenfeger: Wie sind eure Lebensumstände? Warum seid ihr von zuhause weggegangen? Wie seid ihr zur Ständigen Vertretung der Straßenkinder gekommen?

Chantal (17): Ich lebe zurzeit sozusagen aus dem Rucksack. Also, ich wohne immer mal wieder bei Freunden, mal bei meiner Oma... jedenfalls nicht zuhause. Mit 13 hatte ich viele

Probleme mit meiner Mutter. Deswegen bin ich zuerst bei meiner Oma untergekommen, dann war ich auf der Straße und jetzt mittlerweile eben bei Freunden. Zur StäV kam ich so: Meine Streetworkerin hat mich zum Bundeskongress eingeladen. Ich find's super, das ist wie eine riesengroße Familie, die sich untereinander viel besser versteht als mit anderen Leuten, die das nicht nachvollziehen können.

Isi (16, Mecklenburg, zieht gerade nach Hamburg): Ich muss sagen, bei mir zuhause gab es generell keine Probleme. Klar, ab und zu mal Streitigkeiten wie bei jedem anderen auch, aber ich ziehe nach Hamburg, weil ich mich da einfach wohler fühle. Ich möchte selbstständig und nicht mehr auf zuhause angewiesen sein, ich will meine Zukunft starten und ein FSJ anfangen. Ich habe das Glück, dass ich durch einen →

→ Bekannten vorübergehend eine Wohnung bekommen habe. StäV? Na ja, ich war beim 1. Bundeskongress dabei und war sehr überrascht, wer da alles zusammengekommen ist. Jörg Richert meinte dann, sie brauchen immer neue Leute und hat damit mein Interesse geweckt, weil ich mich sowieso gern sozial engagiere.

Johnny (22, Hamburg): Früher hatte ich ein bisschen Stress mit den Erzeugern und bin mit 13 im Heim gelandet, bin mit 14 wieder abgehauen. Ich war im Ruhrpott schon obdachlos, habe auf der Straße gelebt, zeitweilig bei meinem Bruder gehaust. Dann bin ich nach Hamburg gezogen, um da noch mal neu anzufangen. Ich hatte Glück, dass ich am Bahnhof eine Gruppe Punks kennengelernt habe, die haben mich aufgenommen. Dann haben wir eine alte Teppichfabrik in der Holstenstraße besetzt. Da haben wir zwei Jahre drin gewohnt und von Straßenmusik und Betteln gelebt. Manchmal auch vom Containern. Vor kurzem hat ein Kollege ein Projekt gestartet, der überlässt mir seit einem halben Jahr eine kleine, simple Wohnung, zehn Quadratmeter. Dafür mache ich dort den Hausmeister, ich kriege also die Miete quasi geschenkt, dafür, dass ich ihm helfe. Das ist so sein kleines Sozialprojekt. Außerdem habe ich einen kleinen Nebenverdienst bei einer Firma, die Filmrequisiten an Film- und Serienproduktionen vermietet.

Habib (23, Berlin): In meiner Familie war alles okay. Aber ich habe einen falschen Freundeskreis gehabt und bin auf die schiefe Bahn gekommen. Mir war die Straße lieber als zuhause. Ich habe etwa zwei Jahre auf der Straße gelebt. In Hamburg, wo ich für ein paar Monate war, habe ich unter der Brücke gepennt, mit Schlafsack und allem. Gott sei Dank war das im Sommer, da war das kein Problem. Paar Mal habe ich auch in Notunterkünften geschlafen, wobei ich sagen muss, dass es erst mal viel Kraft kostet, überhaupt zu einer Notübernachtung zu gehen, weil man natürlich schon auf sein Hab und Gut aufpassen muss. Wir haben dauernd Drogen konsumiert, größtenteils Amphetamine, ab und zu auch Marihuana geraucht, um wieder runterzukommen vom Kokain. Bei mir wurde mit sieben ADHS festgestellt, deshalb habe ich auch Ritalin genommen, ich habe das komplette Alphabet an Tabletten hinter mir, von A bis Z. Wenn ich jetzt zurückschaue, hat meine Drogenkarriere wirklich damit angefangen. Deshalb bin ich auch hier bei der StäV, um damit gewisse Menschen zu erreichen, damit sich was verändert.

Dave (25, Berlin): Es ging los mit einem einfachen, leichten Klaps auf den Po bis hin zum Psychoterror und ständiger Gewaltandrohung. Ich musste dann das Achtfamilienhaus putzen, und wenn ich das nicht geschafft hatte, durfte ich nicht zur Schule. Mit 14 bin ich aus Frust nochmal abgehauen und habe durchgehend auf der Straße gelebt, bis ich wieder aufgegriffen wurde. Das war so ein Katz und Maus-Spiel, irgendwann bin ich dann in Spanien gelandet. Ich hab vier Jahre »Asphalt-Abi« gemacht, also acht Jahre auf der Straße gelebt, seit meinem zehnten Lebensjahr. Ich bin einmal durch halb Deutschland getrampt, dann war ich in Barcelona in einer Kommune. Teilweise war das Straßenleben sehr interessant, teilweise aber auch einfach nur krass und nervig. Hier in Deutschland wurde ich immer blöd angeguckt, nach dem Motto: »In

Deutschland muss es doch keine Straßenkinder geben«, das typische Gelaber, das jeder kennt. Auch beim Schnorren, wenn man die Leute um Kleingeld anbettelt, kriegt man immer so dumme Sprüche zu hören, »such dir Arbeit« und »mach doch mal was Anständiges«. In Spanien hab ich dann wie gesagt in einer Kommune bzw. einem besetzten Haus gelebt und da angefangen, mir ein bisschen meine Wunschfamilie aufzubauen. Ich hab mich da auch wohlgeföhlt, aber wegen meinem Ausweis und so Zeug musste ich nochmal nach Deutschland zurück, wo mich die ganze Bürokratie dann regelrecht gefesselt hat. Überall Termine und immer dieses »Suchen Sie sich 'ne Wohnung« – Eine Wohnung hat man aber nur gekriegt, wenn man Arbeit hatte, und Arbeit hat man nur gekriegt, wenn man eine Wohnung hatte. Teufelskreis Deutschland, endlos oft. Jetzt hab ich endlich eine Wohnung gefunden, auch ohne Arbeit, weil ich da dann bisschen geschummelt habe. Ich hab ein Praktikum angefangen, mir eine Wohnung gesucht und behauptet, das sei meine Arbeit, und jetzt kriege ich Sozialhilfe. Abstellgleis, hurra!

Pia (27, aus Dresden): Ich war zwei, drei Jahre obdachlos. Ich bin durch unglückliche Familienzustände dahingekommen. Dann hatte ich Drogen- und Alkoholprobleme, das lief immer so im Wechsel oder manchmal auch alles zusammen. Da waren Bekanntschaften mit komischen Menschen, komischen Männern und komischen Frauen. Dann hab ich mich langsam aufgerappelt, immer mal geguckt: Eigene Wohnung, geht das? Irgendwann habe ich es geschafft, bin dann aber doch wieder obdachlos geworden. Das war eigentlich eine WG, meine Mitbewohnerin ist dann ausgezogen und weil sie ihr Zimmer in einem absolut beschissenen Zustand zurückgelassen hatte, konnte man das nicht neu vermieten. Dadurch haben sich dann Mietschulden angehäuft, und es ging dann nochmal zurück auf die Straße. Weg von der Familie bin ich eigentlich schon relativ lange, zehn Jahre sind das bestimmt schon, wenn nicht sogar mehr. Ich habe dann immer mal wieder in einem sozialen Verein mitgearbeitet, mitgeholfen, und dann habe ich vom Bundeskongress gehört und bin da hingefahren. Dort hab ich super Leute kennengelernt, seitdem bin ich auch bei der StäV dabei.

Florian (30, aus Duisburg): Als Straßenkind gelte ich zwar nicht mehr. Ich habe mit 16 zwei Jahre auf der Straße gelebt, habe dann eine Ausbildung gemacht in einem Bereich, der mir nicht gefallen hat und mich dann aus Unzufriedenheit sozial engagiert. Ich bin ehrenamtlich im Streetworking in Duisburg tätig und darüber, weil ich auch politisch engagiert bin, in die StäV gekommen. Der zuständige Streetworker hat mich angesprochen, ob der 1. Bundeskongress nicht was für mich wäre. Da habe ich dann dran teilgenommen und viel Spaß gehabt.

Sabrina (35, aus Krefeld): Ich war in Köln sechs Jahre auf der Straße. Es begann im Alter von zehn Jahren. Heute bin ich eine erfolgreiche Autorin. Ich habe fünf Kinder, mit denen ich eine ganze Menge zu tun habe, aber setze mich eben auch für Straßenkinder ein, weil mir das eine Herzensangelegenheit ist. Außerdem unterstütze ich auch Kinder, die Opfer sexuellen Missbrauchs geworden sind, damit nicht der erste Schritt, der Missbrauch, zum zweiten Schritt,

dem Leben auf der Straße, führt.

Wart ihr beim 1. Bundeskongress dabei und erwartet ihr euch vom 2. Bundeskongress?

Chantal: Ja, natürlich! Ich möchte das alles weiter unterstützen und unsere Fortschritte sehen. Dass viele neue Leute dazukommen und auch viele Jugendliche sich weiterhin trauen, daran teilzunehmen. Es wäre schön, wenn wir unsere Ziele durchsetzen können und gehört werden.

Isi: Ja. Und ich hoffe natürlich, dass noch mehr Leute kommen und wir dadurch auch mehr Aufmerksamkeit bekommen. Dass einfach ein Statement gesetzt wird, wie viele es eigentlich wirklich sind.

Dave: Ja, ich war auch dabei. Ich war auch schon bei den Vortreffen in der Organisation dabei und war dann auch ziemlich erstaunt, was wir alles an Themen zusammengekriegt haben. Das hat meine Begeisterung noch mehr gesteigert, auch, weil ich wusste, die Themen sind wichtig. Es gab ja auch ein riesiges Medienaufgebot, das hat mir die Hoffnung gegeben, dass wir den Leuten die Augen öffnen und für das Thema empfänglich machen können. Mich hat es geärgert, dass es zum 1. Bundeskongress hieß, wir Straßenkinder würden uns über Flüchtlinge stellen, deshalb fand ich auch den Titel »Mein Name ist Mensch« sehr passend gewählt, weil wir uns eben nicht über jemand anderen stellen wollen. Es ist wichtig, noch mal zu betonen, dass wir keine Unterschiede machen. Der Forderungskatalog hat mich auch beeindruckt: Zu sehen, was wir für eine mächtige Stimme haben, die aber eigentlich keiner hören will.

Pia: Ich hoffe, noch mehr tolle Leute kennenzulernen, aber hauptsächlich, noch mehr Fortschritte zu machen. Das Projekt soll noch mehr Aufmerksamkeit erregen und noch mehr Leute wachrütteln. Am besten wäre es natürlich, es gäbe nicht nur Lösungsvorschläge, sondern es würden auch konkrete Ziele erreicht, bei denen man sagen kann: »Das haben wir jetzt geschafft, davon können jetzt viele Jugendliche profitieren.«

Florian: Noch viel mehr Aufmerksamkeit, viel mehr Medienpräsenz, weil das auch der Grund ist, warum wir letztendlich beim Bundesministerium angekommen sind. Einfach die Resonanz, um der Gesellschaft die Augen zu öffnen.

Sabrina: Ja. Und: Wir wollen diesmal nicht mit 120, sondern mit 300 Kindern und Jugendlichen reingehen und im Gegensatz zu letztem Jahr international sein, weil wir einfach ganz klar sagen: Wir stellen uns nicht über die Flüchtlinge, wir sind gleichwertig. Die haben das gleiche Problem wie wir, vielleicht sogar noch viel schlimmer. »Mein Name ist Mensch« bleibt unser Motto und dafür werden wir immer weiter kämpfen. Wir haben den 2. Bundeskongress noch nicht erreicht und denken schon an einen dritten, der Weg ist das Ziel.

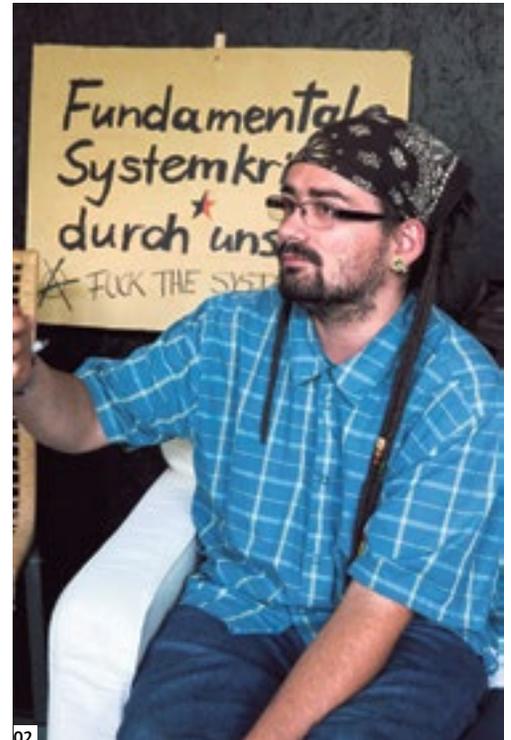
Habib: Ich habe eigentlich nur eine große Erwartung: Dass wir gehört werden. Dass gewisse Menschen zuhören und es dann eventuell besser verstehen können. Ich bin mir auch ziemlich sicher, dass diese Erwartung erfüllt wird.

Was sind denn eure Ziele?

Chantal: Unsere Ziele sind zum Beispiel, dass sich das Jugendamt unserer Situation besser anpasst, Jugendliche sich besser Hilfe



01



02



03

01 Johnny und Isi

02 Dave (Berlin) setzt sich stark für Flüchtlinge ein

03 StäV bereitet Bundeskongress vor und diskutiert alternative Wohnformen

suchen können und vor allem, dass die Wohnungslosigkeit abnimmt.

Isi: Natürlich muss was passieren. Es heißt ja immer: »Die Würde des Menschen ist unantastbar«, aber das sollten die Leute auch endlich mal umsetzen.

Was wollt ihr der Jugendministerin Manuela Schwesig gern sagen?

Chantal: Ich glaube, ich würde sie fragen, was sie vom Bundeskongress hält und davon, dass wir uns jetzt für unsere Rechte einsetzen.

Isi: Erst mal würde ich sie fragen, welchen Eindruck sie von dem Kongress hat, wie sie sich dabei fühlt und was ihr durch den Kopf geht, warum diese Jugendarmut und -obdachlosigkeit überhaupt existiert, weil wir ja in einem reichen Land leben. Was das gefühlsmäßig mit ihr macht; ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass das jemanden kalt lässt. Vielleicht hat sie ja auch ein paar Vorschläge, was sie ändern würde. Es werden immer nur wir gefragt, was wir ändern wollen, aber es wäre doch auch interessant, zu erfah-

ren, was andere für Vorstellungen haben. Und ich würde mir wünschen, dass sie kein Mitleid zeigt, das kann man nämlich nicht gebrauchen. Verständnis ja, aber kein Mitleid!

Florian: Mein Steckenpferd in der StäV ist immer wieder das Jugendamt. Und ich bin der Meinung, dass das Jugendhilfe-System komplett überarbeitet werden muss.

Habib: Dass man auf jeden Fall was ändern muss und mehr auf die Jugendlichen, die auf der Straße sind – egal welcher Abstammung oder Herkunft – eingehen muss. Die Grenzen, die noch in den Köpfen sind, müssen verschwinden. Was ich auch wichtig finde, ist, dass man im Jugendamt für mehr Verständnis sorgt. Dort sitzen einige Menschen, die die Situation gar nicht nachvollziehen können und dann einfach irgendwas sagen, ohne darüber Bescheid zu wissen. Es gibt sehr viele Kinder und Jugendliche, die werden in Familien reingesteckt, die noch schlimmer sind als ihre eigenen. So was dürfte es eigentlich nicht geben.

Ihr hattet heute ein Brainstorming zu neuen

Wohnmodellen, zusammen mit einer Mitarbeiterin aus dem Bundesbauministerium. Wie lautet euer Fazit?

Dave: Ich beneide die Dänen für das Housing first, das hätte es in Deutschland schon vor 25 Jahren geben sollen. Es ist aber immer noch nicht zu spät, das noch umzusetzen. Eigentlich ist es gerade wichtig, es trotz allem jetzt noch umzusetzen, dass Ein- oder Zweiraumwohnungen zu niedrigen Preisen einfach mit angeboten werden müssen.

Pia: Die Dame vom Ministerium hat bestimmt viele Anregungen mitgenommen. Ich bin aber skeptisch, ob das überhaupt irgendwas bewirkt. Es tun zwar gerade alle interessiert, aber so ist es ja eigentlich immer. Es sind ja immer alle so Gutmenschen... Also, ich hoffe, dass es etwas bewirkt, ich fand Frau Schwesig auch total nett. Sie wirkte auch wirklich interessiert, nicht nur so: »Ich muss es eben machen, weil es mein Job ist«. Insofern hoffe ich, dass was passiert und dass das Ministerium Vertrauen in uns hat und uns unterstützt, sei es durch Leute, die →

→ mitarbeiten, oder durch Gelder. Das Problem mit den Wohnungen, dass viel Leerstand ist, viel abgerissen wird und dann einfach Eigentumswohnungen hochgezogen werden: Das ist ja nicht nur etwas, das Straßenkinder betrifft. Alle reden immer davon, es gäbe keinen Platz und man müsse Zelte für die Einwanderer aufbauen, dabei wären an dieser Stelle zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Saniert die Häuser, dann ist wieder genug Platz!

Sabrina: Ich finde es traurig, dass unsere Regierung darauf hinweist, sie habe keine Möglichkeiten und könne die Leute nirgendwo unterbringen. Dann werden massive Gelder in Zeltprojekte gesteckt, in denen die Menschen, die glauben, hier Sicherheit zu bekommen, untergebracht werden und dann im Grunde genommen von unserer Gesellschaft niedergemacht werden. Und dann wird es so dargestellt, als nähmen die uns irgendwas weg, was totaler Quatsch ist. Ich bin gebürtige Duisburgerin und in Duisburg-Bruckhausen oder Marxloh gibt es wirklich massive Leerstände, da frage ich mich: Wo ist eure Menschlichkeit geblieben, dass bedürftige Menschen nicht die Chance bekommen, dort unterzukommen? Man müsste ein bisschen Geld in die Renovierung stecken, aber dafür hätte jeder die Chance, ein Zuhause zu haben. Und dann muss man wiederum weiterdenken: Mit dem Zuhause kommt die Sicherheit und die meisten möchten dann auch wieder arbeiten, das eine ergibt sich aus dem anderen, wie ein Ball, den ich ins Rollen bringe. Dazu müsste man aber sofort reagieren, anstatt die Häuser verfallen zu lassen und dann sagen: »Nee, haben wir nicht, die setzen wir mal alle in Zelte«.

Was bedeutet für euch Lebensqualität in Deutschland?

Isi: Mein größtes Thema war § 1 Absatz 1, »Die Würde des Menschen ist unantastbar«. Ich finde, das wird immer noch nicht genügend befolgt, obwohl es ein Gesetz ist. Zur Würde des Menschen gehören auch Wohnraum, Verpflegung und alles Mögliche. Viele sagen immer, Schule sei scheiße, aber Bildung ist sehr wichtig und meistens die Antwort auf alles, ohne Bildung funktioniert nichts. Außerdem die emotionale Basis aus Vertrauen, Zusammenhalt und Loyalität, die braucht jeder Mensch. Und dann noch die Finanzen: Es wird sehr viel Geld ausgegeben für Dinge, die keiner braucht. Aber der wichtige Teil, Kinder und Jugendliche, werden dabei nicht beachtet.

Habib: Bildung sollte frei für jedermann sein. Wenn man eine Ausbildung macht, sollte man auch übernommen werden, so wie es immer versprochen wird, aber oft nicht stimmt. Und: Die Altbauwohnungen in Berlin werden zum Teil zu Ferien- oder Eigentumswohnungen gemacht, da frage ich mich, warum? Es gibt Leute, die nicht so viel Geld haben, die werden dann irgendwo reingestopft, in irgendwelchen Randbezirken.

Chantal: Dass man ohne Probleme in Deutschland leben kann und sich keine Sorgen um die Finanzen machen muss. Mich würde es freuen, wenn sich die Abhängigkeit ein bisschen verringern würde, etwa die Abhängigkeit von den Eltern – das ist ein großes Thema für mich. Ich möchte nicht abhängig sein von dem Standard, den meine Mutter hat: Nur weil sie Hartz IV kriegt und ich dadurch das ‚Hartz IV-Kind‘ bin, muss ich die ganzen Sachen einstecken, die

sie verbockt hat. Ich finde, das sollte man ändern, dass man nicht immer von seinen Eltern abhängig ist. Das wäre mir am wichtigsten.

Sabrina: Für mich bedeutet das an allererster Stelle meine Kinder, allgemein Familienleben, eine gute Arbeit zu haben, die gut bezahlt wird und auf andere Menschen zu schauen, die sich in schwierigen Lebenssituationen befinden und ihnen da rauszuhelfen.

Was erwartet ihr euch für eure persönliche Zukunft? Was habt ihr für Pläne, Träume, Ziele?

Chantal: Ich möchte es bald schaffen, eine eigene Wohnung zu bekommen und mein Fachabitur anzufangen. Danach natürlich einen Beruf erlernen. Ich würde gerne ein duales Studium der Sozialpädagogik aufnehmen, um mich für Jugendliche einzusetzen. Und auf jeden Fall auch weiterhin Teil der StäV sein! Ja, Familie wäre natürlich auch ganz schön. Später...oder jetzt? Man weiß ja nie, was kommt.

Habib: Eine Zweizimmerwohnung wäre top. Ich würde gerne wieder anfangen, Sport

zu machen, und so könnte ich ein Zimmer für meine Sportgeräte, die ich schon besitze, nutzen. Ich würde gerne wieder zurück in meine alte Wohngegend, wo ich groß geworden bin, in den Bergmannkiez. Da hat man aber fast keine Chance, da ist alles voll mit Ferienwohnungen oder Eigentumswohnungen und die, die noch zu vermieten sind, kann man sich kaum leisten. Am Mehringdamm zahlt man über 650 € Miete für eine Wohnung, die nicht mal 20 m² groß ist. Das ist echt schlimm. Der Wunsch nach Familie ist auf jeden Fall da, aber ich habe mir gesagt, solange ich gewisse Sachen noch nicht geregelt habe, gründe ich erst mal keine Familie. Momentan hole ich meinen mittleren Schulabschluss nach, danach würde ich gerne Brandschutzbeauftragter werden. Oder ich würde gern meinen eigenen Club führen.

Dave: Mein Traum war es immer, im medizinischen Bereich, der Humanmedizin, zu arbeiten. Ich habe auch schon mehrere Praktika absolviert und schon öfter ehrenamtlich in dem Bereich gearbeitet. Durch den Bundeskongress

Dave sagt, was Lebensqualität für ihn ist



wurden meine Pläne aber nochmal umstrukturiert. Momentan warte ich auf eine Zusage für das Schuljahr 2016/17, um meinen mittleren Schulabschluss nachzuholen, danach möchte ich mein Fachabitur machen. Und wenn ich das geschafft habe, will ich studieren und dann alternative Jugendsozialhilfe anbieten.

Pia: Viel Geld und Gesundheit (lacht). Jetzt habe ich wieder eine Wohnung, diesmal habe ich Glück gehabt. Bei meiner letzten Wohnungssuche musste ich über neun Monate warten. Ich wünsche mir einfach, dass die Leute toleranter werden

und dass es nicht noch unnötig erschwert wird, eine Wohnung zu bekommen. Ich würde gerne was im sozialen Bereich machen, weil mich das sehr interessiert, vielleicht sogar ein bisschen was mit Psychologie. Was sich ziemlich schwer gestaltet, mein Abschluss war nicht so gut. Ich bin nicht auf den Kopf gefallen, ich leg mich nur zu viel mit den Leuten an. Wenn mir irgendein Studierender, der alles nur aus Büchern weiß, erklären will, wie man am besten einen Entzug macht, dann muss ich den einfach auslachen. Es gibt nicht nur das eine Modell, wie es funktionieren kann, es gibt

viele Wege, die aber oft nicht gesehen werden. Und Familie... ich möchte mein Kind irgendwann wieder zu mir holen. Ich bin schon Mutter, das Kind ist jetzt fünf. Es ist jetzt beim Vater. Ich hatte vor drei Jahren einen Nervenzusammenbruch und hab dann von mir aus gesagt, ich kann das gerade noch nicht, ich mach lieber erst noch eine Therapie. Das Jugendamt steht da auch voll und ganz hinter mir, es ist einfach besser, offen zu sagen: »Jetzt geht's nicht mehr«, als irgendwann als Schlagzeile in der BILD zu landen. Irgendwann soll sie zu mir zurück.

Feedback von Jörg Richert und Gabriele Schützler, Geschäftsführer von KARUNA Zukunft für Kinder und Jugendliche in Not e.V.

strassenfeger: Wie lautet Dein Fazit zu euerm heutigen Treffen der Ständigen Vertretung?

Jörg: Ich hab wieder 'ne Menge gelernt. Ich finde, wir haben uns da wieder schön die Bälle zugespielt, und dass wir, die wir den Karren so ein bisschen ziehen, uns so auch aufgerüstet fühlen für die Gespräche, die dann weiterführend im Bundesministerium stattfinden werden. Ich glaube, dass wir den richtigen Riecher haben und dass wir zu einem alternativen Modell kommen, für diejenigen, die an dem herkömmlichen System der Jugendhilfe scheitern.

Wie könnte das denn aussehen? Housing first?

Jörg: Dass wir auf Grundlage dieses Modells (Housing first) viel überzeugender argumentieren könnten, außerdem sind wir davon überzeugt, dass die Hilfe nicht an Anforderungen gekoppelt sein darf. In Ländern, wo das so gehandhabt wird, nehmen die Jugendlichen die Hilfe sehr gerne entgegen und brechen diese Hilfen auch nicht stetig ab, sondern nur im Ausnahmefall. Housing first ist es letztendlich. Das ist ja eine Hilfe, um die Grundlage der Existenzsicherung herzustellen, und das erfordert eigentlich ein anderes Menschenbild. Es sollte heißen: »Der Mensch ist gut und wenn wir ihm helfen, wird er auch gut bleiben«, momentan ist es aber eher: »Wir misstrauen ihm und er will nur das System ausnutzen, deswegen stellen wir Forderungen«.

Was erwartest Du vom zweiten Bundeskongress der Straßenkinder?

Jörg: Wir haben diesmal viel mehr, nämlich über hundert Leute, als zivilgesellschaftliche Beobachter eingeladen. Sie sollen verstehen, dass die Jugendlichen bei der Frage »Wie machen wir die Hilfe?« nicht nur kurz gefragt, sondern auch in den Prozess mit einbezogen werden müssen. Es ist ja im Grunde so: Umso schwieriger die Biografie, umso mehr Psychiatrieerfahrung, umso mehr Sucht – umso weniger setzen wir auf die Selbsthilfekarte. Man hat Angst, und dann hat man einen Schutzraum und geschlossene Einrichtungen und Abteilungen, wo der Jugendliche schon nicht mehr raus kann. Wir nehmen ihm so immer mehr das, was er eigentlich unbedingt braucht, nämlich Selbstgestaltungsrecht. Jetzt ist

es an der Zeit, dass die Jugendlichen angesichts dieser Mehrfachbelastung sagen: »Wir möchten mehr Selbstbestimmung.«

Gabriele, in Jamlitz fand ein Bürgerdialog zur Lebensqualität in Deutschland statt. Was ist Dein Fazit?

Gabi: Dass Lebensqualität in Deutschland dann erreicht ist, wenn es hier keine Armut mehr gibt. Das ist der Wunsch der Jugendlichen, die die StÄV bilden. Was sie ausmacht, ist, dass sie wenig an sich denken, sondern an die große Gemeinschaft. Sie sind sehr solidarisch und kämpferisch, sehr dazugehörig, obwohl sie eigentlich ausgestoßen sind und am Rand der Gesellschaft stehen, aber doch mittendrin sind. Von ihren Gedanken her sind sie mittendrin bei der Solidargemeinschaft, bei der es darum geht, ein Miteinander zu gestalten und nicht, sich gegenseitig auszusteichen. Wir haben ja gerade in Deutschland eine hohe Zuwanderungsquote, aber die Jugendlichen sagen: »Wir lassen uns nicht gegeneinander auspielen, wir sind eine Gemeinschaft und notfalls müssen wir uns mit diesen Menschen zusammenschließen, um eine noch größere Gemeinschaft zu bilden und gegen Missstände vorzugehen«. Das finde ich sehr beeindruckend.

Es herrscht das Klischee, Straßenkinder saufen, hängen auf der Straße rum, sind faul und beteln. Mein Eindruck ist: Sie sind klug, sie machen sich Gedanken.

Gabi: Ich habe Straßenkinder nie so erlebt, wie es das Klischee beschreibt. Sie haben zwar manchmal einen anderen Geruch, weil sie keine Dusche zur Verfügung haben, oder sind manchmal durch Alkohol oder Drogen nicht ganz bei sich. Aber sie sind immer irgendwie miteinander. Ich denke, wenn man das erlebt, was viele von ihnen erlebt haben, dann versteht man, dass sie auch das Recht haben, sich mal aus dieser Situation raus zu begeben. Ich weiß, Drogen und Alkohol sind nicht die beste Art und Weise, auf andere Gedanken zu kommen. Aber manchmal ist das vielleicht auch die einzige Möglichkeit für sie, wirklich zur Ruhe zu kommen, um am nächsten Tag wieder kämpferisch sein zu können. Ich erlebe sie so, und ich erlebe immer, dass



Jörg Richert notiert die Ideen

sie für andere da sind, dass sie immer teilen und dass sie immer versuchen, irgendwie dazuzugehören. Und das ist für mich ganz wichtig: Dass sie eigentlich nicht dort sein wollen, wo sie sind, sondern sie eigentlich mittenrein wollen und dass sie tolle Gedanken haben und total kreativ sind, auch was Finanzen angeht. Wenn sie sagen – »Ok, ihr gebt für einen Jugendlichen im stationären Bereich 5 000 € aus. Wir machen euch mal einen Vorschlag, wie sich das halbieren lässt« – und trotzdem in der Lage sind, die Hilfe anzunehmen, dann ist das einfach beeindruckend. Ein Banker würde sein Gehalt nicht teilen.

Was erwartest Du vom 2. Bundeskongress?

Gabi: Ich hoffe, wir kriegen ganz viel Gehör für diese jungen Menschen, weil sie wirklich tolle Mitglieder in unserer Gemeinschaft sind. Sie werden hart arbeiten, wie schon beim letzten Mal, vielleicht sogar noch härter, weil sie diesmal keine Nachtruhe haben werden. Sie haben gesagt, sie wollen diesmal konzentriert durcharbeiten, das heißt, sie werden von 16 Uhr bis zum nächsten Morgen um 10 Uhr arbeiten, ohne sich ein Nachtlager zu verdienen. Ich möchte den Arbeiter sehen, der dazu bereit ist und das auch noch ohne Bezahlung! Wir laden jeden ein, sich das anzugucken, wie diese Menschen zu Deutschland stehen, wie sie in Deutschland stehen, obwohl sie geprügelt, geschlagen oder missbraucht und an den Rand der Gesellschaft gedrängt wurden. Sei es durch die Schule oder durch wen auch immer, eigentlich haben sie nicht wirklich eine Chance im System, so wie es aufgebaut ist und sie kämpfen immer noch.

INFO

- › <http://cms.karuna-ev.de>
- › Sabrinas Buch: »So lange bin ich vogelfrei. Mein Leben als Straßenkind«
- › <https://www.gut-leben-in-deutschland.de>

Mit Kreativität gegen Perfektion und Perspektivlosigkeit

Die Galerie »aquabit« in der Auguststraße 35 ist noch bis Ende August Verkaufsraum für »People Berlin«. Die erste Edition »Stop Labeling« bietet Kunst und Mode zum Anschauen und Kaufen.

TEXT & FOTOS: Boris Nowack

Zwei Wochen lang stehen sie im Rampenlicht und ihre Produkte und Kunstwerke im Schaufenster einer Galerie: Jugendliche in Berlin, die die übliche Laufbahn – Kindheit, Schule, Ausbildung – verlassen haben, etwa weil sie mit Drogen Erfahrungen gemacht haben. Der Karuna e. V. möchte Kindern und Jugendlichen in Not eine Zukunft bieten und hat das Projekt »People Berlin« ins Leben gerufen. »Wir haben uns gefragt, wo Jugendliche mit der Erfahrung Straße ihre ganze Kreativität entladen können und sind dabei auf Mode gekommen«, erklärt Jörg Richert, der den Verein vor 25 Jahren gegründet hat. Über die ehemalige Rosenstolz-Sängerin AnNa R. lernte das Karuna-Team drei aufgeschlossene, junge Designerinnen kennen: Eva Sichelstiel, Cornelia Zoller und Ayleen Meissner hatten nach ihrem Studium ohnehin ein Hühnchen mit der Modeindustrie zu rupfen. »Wir haben diese Industrie schon immer auf ihrer Sinnhaftigkeit hinterfragt und nach Alternativen gesucht«, sagt Eva, »Für unserer ersten Edition »Stop Labeling« beschäftigen wir uns deshalb mit Perfektion und Uniformität, stellen sie in Frage und sagen: Hört auf zu werten!«

Auch die gestrandeten Jugendlichen möchten nicht länger von der Gesellschaft bewertet werden und den Stempel »Nutzlos« aufgedrückt bekommen. Der Perfektionsgedanke bereitet besonders Jugendlichen in Krisensituationen Schwierigkeiten, weil sie anders sind als der Rest der Gesellschaft oder sich so fühlen und sich deshalb minderwertig vorkommen. »»People Berlin« bietet jedem die Gelegenheit, in einem demokratischen Prozess etwas Eigenes zu kreieren, Ideen einzubringen und umzusetzen«, betont Jörg.

Was ist Perfektion und ist sie überhaupt erstrebenswert?

Klischeehaftes und Perfektes stören bei dieser Loslösung nur. »Das weiße Männerhemd ist so ein Inbegriff der Spießigkeit«, erklärt Eva. »Wie kann man da bewusst Fehler einbauen oder Proportionen verändern, damit es nicht mehr perfekt ist? Alousi kam dann auf die Idee, den halben Kragen abzuschneiden und so eine Asymmetrie zu schaffen.«

Der ist sichtlich zufrieden mit seiner Arbeit und so aufgedreht und unterhaltend, dass man fast nicht glauben sollte, dass er wegen Drogenproblemen die Schule schmiss und nichts mehr mit sich anzufangen wusste. »Kreativ war ich zuletzt in der Schule tätig, das habe ich vermisst. Das Nähen mit der Maschine habe ich bei »People« gelernt«, erzählt Alousi. »Von der Idee bis zur Fertigstellung braucht so ein Hemd gut drei Tage.«

Von der Themenfindung und Inspiration über die Recherche bis hin zur Schnitterstellung und Produktion können die Jugendlichen alle Designprozesse durchlaufen – wenn sie möchten. »Jugendliche mit dem Lebensmittelpunkt Straße haben oft auch ein Problem mit Verbindlichkeiten. Da kommt es schon mal vor, dass jemand ein paar Tage nicht kommt«, weiß Eva. Deshalb ist das Team flexibel und arbeitet nicht unter Zeitdruck. Auch muss nicht jeder alles machen. »Wer nicht nähen, sondern lieber designen will, macht eben genau das. Es klingt ein wenig nach Genderklischee, aber Textil zieht oft die Mädels an, das ganze Drumherum eher die Jungs.«

Denn neben Mode durfte auch Schmuck, Kunst und weiteres Handwerk gemacht werden. Eine überdimensionale unperfekte Hose aus Kleiderbügeln hängt von der Decke der Galerie. Sie ist das Ergebnis eines Workshops, in dem sich die Jugendlichen von der Norm im Zeichnen lösen und frei oder mit links zeichnen sollten. An der Wand ein Teppich, aus dessen Belag Wörter herausgeschnitten wurden, und im Schaufenster sind Ringe und Vasen ausgestellt. »Der Diamantring steht ja auch für Perfektion«, weiß Ayleen, »deshalb haben wir zusammen mit einer Schmuckdesignerin den Ring als solchen dekonstruiert.« In einem Keramikworkshop wiederum sollten die Teilnehmer ihre eigene Vase formen, ohne sich dabei an Abweichungen zu stören. »Wenn sie schief ist oder eine Delle bekommt, dann macht das gar nichts, sondern gehört genau so und ist damit außerdem ein Unikat«, ist Ayleen zufrieden.

In der Mitte der Galerie steht ein schwerer Tisch aus Beton gegossen, auf der Unterseite mit Dingen versehen, die sonst darauf stehen: Nun ist er Kunstwerk und verwendbares Möbel zugleich. Im hinteren Teil der Galerie befindet sich die selbstgebaute Umkleidekabine mit verschobenen Wänden. »Das Unperfekte zieht sich so durch die gesamte Edition«, sagt Ayleen.

Teil mit Chic und scheckpser Taille

Vor der Umkleide zeigt Martina das von ihr entworfene Tulpenkleid: »Die Taille ist verrutscht, aber es sieht immer noch schick aus. Ich will etwas Besonderes machen, weil ich auch anders sein will als die anderen.« Auch Martina hat die Schule wegen Drogen abgebrochen und ist dann über ein Praktikum auf Drugstop und »People« gestoßen. »Ich konnte schon ein wenig nähen, habe es aber hier erst richtig gelernt. Mode ist wirklich harte Arbeit!«

Diese Ansicht teilt auch Jasmin, die ihre aus Labeln zu-



01



02

sammengesetzte Jeansjacke präsentiert. »Das Nähen habe ich dank Eva innerhalb einer Woche gelernt. Die Jacke fertigzustellen war aber so aufwändig und sie gefällt mir nun so gut, dass ich sie fast lieber behalten möchte. Andererseits bin ich unglaublich stolz, so etwas gemacht zu haben und nun zeigen und verkaufen zu können.« Auch die Designerinnen hören das gerne: »Viele Jugendliche hätten vorher nie geglaubt, dass sie so etwas können«, sagt Eva. Und obwohl der Schwerpunkt der Edition »Stop Labeling« bei Mode liegt, wollen die drei niemanden in diese Richtung zwingen. Vielmehr geht es darum, die vermeintliche Perspektivlosigkeit durch Kreativität zu überwinden.

Und wie geht es weiter?

Alousi macht gerade seinen Schulabschluss nach und möchte nach dem Abitur studieren: »Ich begeistere mich für das Schreiben, deshalb bietet sich ein Literaturstudium an.« Für Jasmin geht ab Ende August die Schule wieder weiter. Nach dem Fachabitur entscheidet sie, ob sie sich weiterhin mit Mode oder doch lieber mit Malen und Restauration beschäftigen wird. Auch Martina ist wieder in der Schule und macht in den Sommerferien die 11. Klasse. »Mir hat die Zusammenarbeit im Team viel Spaß gemacht und ich werde auf jeden Fall wieder bei »People« und im Drugstop vorbeischaun.«

Die Galerie in der Auguststraße 35 in Berlin-Mitte ist noch bis Ende August als Verkaufsraum von »People Berlin« wgeöffnet, danach wird die nächste Edition mit einem neuen Thema und Konzept und neuen Jugendlichen in Angriff genommen. »Die Arbeit für die erste Edition hat rund acht Monate gedauert«, erinnert sich Ayleen, »das ist natürlich ein ganz anderes Tempo als in der Industrie. Wir stellen uns dabei auch auf die Bedürfnisse der Jugendlichen ein. Deshalb arbeiten wir nicht saisonal und können noch keinen Termin bekannt geben. Nur so viel: Das nächste Mal möchten wir ein neues Feld ausprobieren, also nicht mehr in Richtung Schmuck oder Keramik gehen.«



03



04



05

- 01 Designerinnen Eva Sichelstiel, Cornelia Zoller und Ayleen Meissner
- 02 Jörg Richert mit Töchtern vor Kleiderbügelhose
- 03 Alousi: ganzer Kerl mit halbem Kragen
- 04 Jasmin ab jetzt in Jeansjacke
- 05 Martina blüht auf mit Tulpenkleid

INFO

- › <http://peopledesign.de/>
- › <http://karuna-ev.de>
- › <http://www.komma-vorbei.de/>

Information, Inspiration, Leitplanke

Der Wechsel zur digitalen Zeitung ist für den leidenschaftlichen Papierzeitungsleser undenkbar

TEXT & FOTO: Jutta Herms

Manchmal denke ich darüber nach, warum ich nicht warm werde mit Smartphone, Tablet und Kindle, warum insbesondere der Gedanke an das Zeitunglesen auf diesen Geräten heftigen Widerstand in mir auslöst. Ein Grund ist sicher, dass ich zu den »Hybriden« gehöre. Damit hat vor kurzem ein (enddreißigjähriger) Autor in einem Tageszeitungsbeitrag seine Generation beschrieben – eine Generation, die in der analogen Welt aufgewachsen und in die digitale Welt eingewachsen ist. Nur muss man ja feststellen, dass viele »Hybride« bereitwillig den Wechsel zum Scrollen, Wischen und Zeitunglesen vom Display vollzogen haben. Vielleicht hat meine Skepsis den technischen Informationsträgern gegenüber ja damit zu tun, dass ich einer speziellen Spezies angehöre, nämlich der Spezies leidenschaftlicher Zeitungsleser. Angehörige dieser Spezies lieben ihre Zeitung – und zwar die aus Papier.

Der leidenschaftliche Papierzeitungsleser darbt bereits am frühen Morgen nach seiner Zeitung. Ob am Frühstückstisch, in der U-Bahn oder im Café, begierig versenkt er sich in sie, blättert sie um, möchte sie rascheln und knistern hören. Sie ist ihm Information, Inspiration und Leitplanke, begleitet ihn durch den Tag.

Wer täglich Zeitung liest, entwickelt so seine Gewohnheiten



Entsprechend hegt der leidenschaftliche Papierzeitungsleser eine Verwunderung, ja manchmal den Ansatz von Verachtung gegenüber den Menschen, die ihm morgens in der U-Bahn gegenüber sitzen und taz oder FAZ oder das Handelsblatt von einem elektronischen Gerät ablesen. Dass von einem Display Worte und Sätze auf dieselbe Weise Eingang in seine Sinne finden können wie von einer papiernen Unterlage, kann sich der leidenschaftliche Zeitungsleser nicht vorstellen. Nicht, dass der er die Vorzüge der heutigen mobilen Alleskönner nicht zu schätzen wüsste. Aber was das Zeitunglesen angeht, wären sie für ihn niemals eine Alternative.

Was das Vorgehen bei der Zeitungslektüre angeht, folgt der leidenschaftliche Papierzeitungsleser in der Regel einem eingefleischten, individuellen Leseritual. Manch einer arbeitet sich streng chronologisch von vorne nach hinten durch seine Zeitung durch. Erst die Politik, am Ende der Sport. Aber dieser Typus leidenschaftlicher Papierzeitungsleser ist eher selten. Häufiger wir genau anders herum gelesen – von hinten nach vorne. Eine Reihenfolge übrigens, nach der auch die Bundeskanzlerin Zeitung lesen soll. Weiter gibt es den Typus, der die Zeitung, noch zur Hälfte gefaltet, durchblättert und dort beginnt zu lesen, wo er hängenbleibt. Andere Typen brauchen erstmal leichte Kost (Klatsch und Tratsch und Sport), bevor sie sich gewichtigeren Themen widmen. Schließlich gibt es noch den leidenschaftlichen Papierzeitungsleser, der fast ausschließlich – zum Beispiel – in den Feuilletonteil seiner Zeitung eintaucht und den anderen Zeitungsteilen wenig Aufmerksamkeit schenkt.

Der leidenschaftliche Papierzeitungsleser ist auch Anstreicher, Ausschneider, Archivar. Denn was tun mit gelesenen Artikeln, an denen man hängt, ja einst hängengeblieben ist, in denen man angestrichen, angemerkt, nochmal gelesen hat? Nie könnte man sich trennen von diesen Schätzen. So wird ausgeschnitten, gelocht, abgeheftet. Wenn die Zeit dazu fehlt, kommt der ausgeschnittene oder nur herausgerissene Zeitungsteil erstmal auf einen Stapel. Was gefährlich ist, gibt es im Haus des leidenschaftlichen Papierzeitungslesers doch bereits den Stapel »Noch zu Lesendes«, auf der sich für die spätere Lektüre zur Seite gelegte Zeitungsteile befinden. Bereits dieser Stapel ist ständig im Wachsen begriffen, schafft es der leidenschaftliche Zeitungsleser doch selten, in seiner Zeitung all das zu lesen, was er lesen möchte. Das Thema »Wann arbeite ich den Stapel ab?« verursacht einen gewissen Leidensdruck in ihm. Immerhin ist ja keine Lösung in Sicht, kommt doch morgen schon die neue Zeitung.

Es sind wohl weder Gene noch schlechte oder gute analoge Kindheitserfahrungen, die einen nicht loskommen lassen von der Zeitung aus Papier. Sondern eben Leid und Leidenschaft. Ob der leidenschaftliche Papierzeitungsleser in der digitalen Welt überleben wird, wird sich vielleicht zeigen, wenn wir »Hybride« ausgestorben sind.

»Und was willst Du dann später damit machen?«

Vom Leiden durch die Leidenschaft zur Geisteswissenschaft

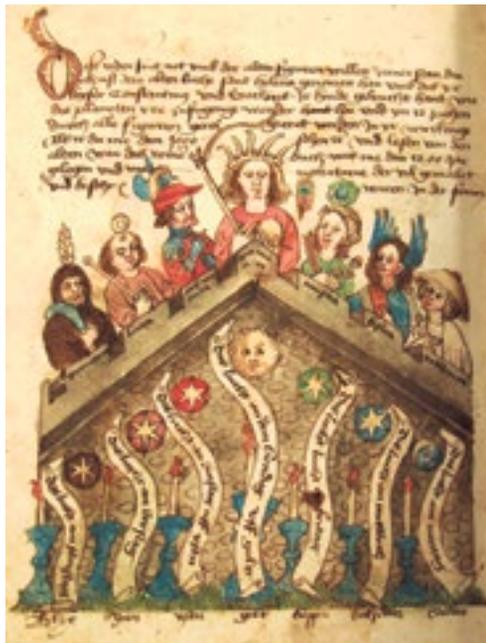
BETRACHTUNG: Leonie von Hartmann

Und was willst du dann später damit machen?« Das ist die meistgestellte Frage, wenn ich meinen Studiengang (Kultur und Technik, Kernfach: Philosophie) nenne. Früher habe ich versucht, darauf zu antworten. Inzwischen weiß ich es für mich ziemlich genau, antworte aber dennoch gern »Taxifahrer« oder »arbeitslos«. Die Blicke sind unbezahlbar. Genau das sind nämlich die Antworten, die den Fragestellern viel zu oft im Kopf rumschwirren. Geisteswissenschaften gelten als recht ausweglos und tatsächlich gibt es meist nicht den einen passenden Job.

»Irgendwas mit Medien« oder »Irgendwas mit Menschen« hat dazu geführt, dass es viele lustige Studiengänge mit vielen lustigen Namen gibt. Und was danach kommt, das kann man sich entweder selbst sehr zielstrebig raussuchen oder man hat ein Problem, denn anders als bei einem Medizinstudent, der ziemlich wahrscheinlich Arzt wird oder einem Ingenieursstudent, der ziemlich wahrscheinlich Ingenieur wird, wird man eher selten als Beruf »Geisteswissenschaftler«. Generell gibt es oft ein Ungleichgewicht. Die Fördergelder gehen in die technische Entwicklung, die Doktorandenstellen unter den Geisteswissenschaftlern sind nahezu aussichtslos umkämpft.

Es gehört tatsächlich einiges an Leidenschaft dazu, ein geisteswissenschaftliches Studium durchzuziehen und immer wieder zu verteidigen gegen die gängigen Vorurteile »ihr sitzt doch nur da und denkt« oder »was bringt das denn schon?« oder »ist das wirklich ein richtiges Studium? Wozu braucht man das denn?« Durchhalten ist hier angesagt. Immer wieder Argumente finden und nicht verzagen, wenn man böse rote Zahlen auf sich zukommen sieht. Laut einer Absolventenbefragung durch das Hochschulinformationssystem (HIS) haben Geisteswissenschaftler im Schnitt nur ein Einstiegsgehalt von gerade einmal 22 500 Euro Bruttojahresgehalt. Bei den Ingenieuren sind es durchschnittlich 42 000 Euro. Aber wieso?

Seit dem Bachelor gibt es nur noch spezialisierte, auf einen Beruf zugeschnittene Studiengänge. So die Theorie. Geisteswissenschaftliche Fächer bereiten aber nicht auf einen bestimmten Beruf vor, haben sie noch nie. Schon zu Beginn der europäischen Universitäten galt das Studium nicht als Weg zum gut bezahlten Job. Im Gegenteil. Studieren konnten nur diejenigen, die so reich waren, dass sie nicht für ihr tägliches Brot arbei-



Die Sieben freien Künste mit ihren Attributen (Tübinger Hausbuch. Handschrift. Universitätsbibliothek Tübingen) (Quelle: Wikipedia)

ten mussten. Das Studium damals war unterteilt in zwei Kategorien und insgesamt sieben Bereiche (die sieben freien Künste, frei, weil eben nur diejenigen studieren konnten, die frei genug waren, es sich leisten zu können). Zum Trivium, der generellen Voraussetzung, weiter studieren zu können, gehörten Grammatik, Rhetorik und Dialektik bzw. Logik. Erst zum weiterführenden Quadrivium gehörten Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Nur, wer dies alles beherrschte, galt als gelehrter Mann und hier zeigt sich nun, warum die Geisteswissenschaften nach wie vor so nötig sind: Sie bilden die Grundlage, um überhaupt studieren oder gar lernen zu können. Das geisteswissenschaftliche Studium fördert vor allem das Denken. Da wird nicht eine einfache Zahl herausgefunden oder ein physikalisches Gesetz auswendig gelernt und angewandt. Neue Ideen entwickeln, Zusammenhänge erkennen und andere Studiengänge und Entwicklungen überblicken und nicht zuletzt das Lesen, Schreiben und logisch denken brauchen wir auch heute für alle anderen Fächer.

In den Geisteswissenschaften wird versucht, alles zusammen zu halten. Wie würden denn verschiedene Konzerne oder gar Länder mit- und voneinander lernen und technisches Know-how austauschen, wenn nicht irgendwer sich mal

mit der Sprache im Allgemeinen, verschiedenen Sprachen und deren Übersetzungen im Speziellen und der Verschriftlichung dieser im ganz Speziellen auseinander gesetzt hätte? Wie würden Schüler Mathe lernen, wenn nicht von Personen, die gelernt haben zu lehren und wie würden sich Menschen Ingenieurwissen anlesen, wenn es keine Buch- oder Zeitungsverlage gäbe? Wie würden überhaupt Staaten existieren, ohne Gesetze? Die ersten Staaten sind nicht durch Anwälte entstanden, sondern durch Gelehrte, die Thesen über das Zusammenleben von Menschen aufstellten und Texte verfassten.

Geisteswissenschaften haben also durchaus ihre Daseinsberechtigung und auch heute wäre es doch eine ganz andere Welt, wenn nur Ärzte, Ingenieure und Atomphysiker umher spazieren würden und es weder Buch noch Zeitung, keine Demokratie und keine Sprache gäbe oder eben niemand daran weiterforschen würde. Oder an so vielen anderen wichtigen Fragen wie z. B. der Moral. Und wenn das nächste Mal jemand fragt, was man denn damit so machen wolle: Nicht verzagen, sondern einfach mit Leidenschaft die Geisteswissenschaften verteidigen. Sie sind es nämlich wert.



Karikatur: OL

Leidenschaft: Ich?

Bekenntnisse eines Kopfmenschen

RÜCKBLICK: Jan Markowsky

Ich bin leidenschaftslos. Tatsächlich. Ich gebe zu, ich bin in viele Händel verstrickt. Aber eigentlich ist das gegen meine Natur.

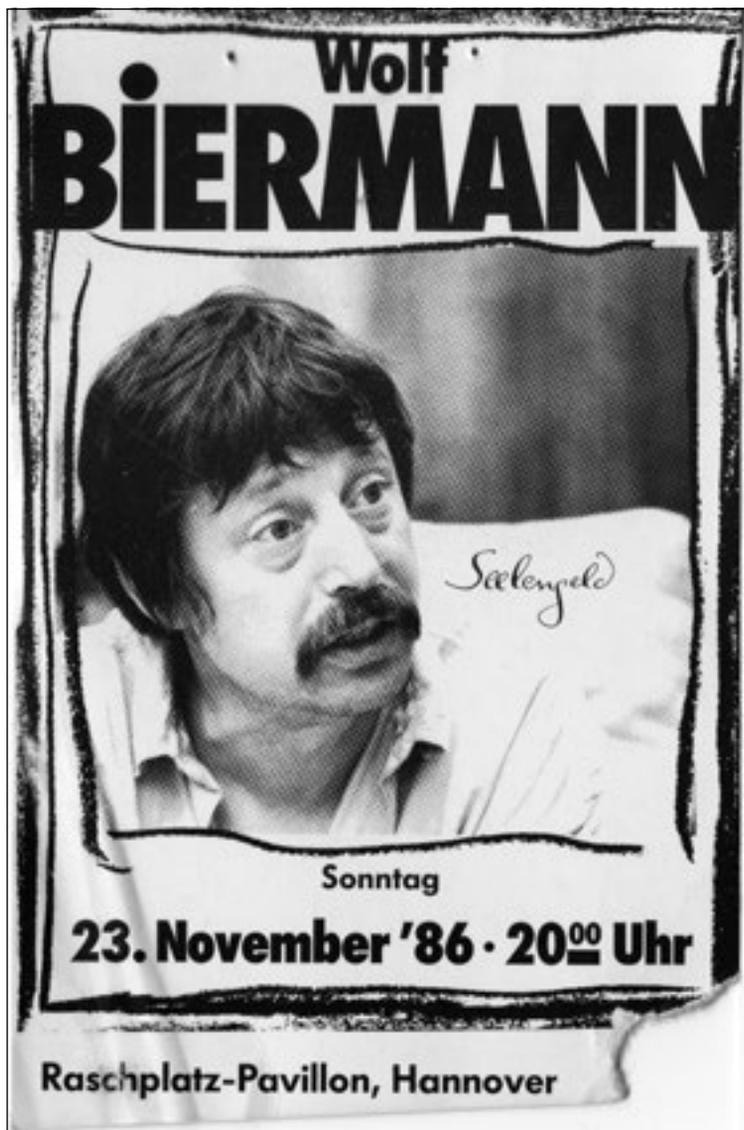
Feige schon als Kind

Ich bin nicht mutig. Wie sollte ich auch. Meine Eltern haben mich als kleines Kind zu meinen Großeltern gegeben. Mein Opa war selbständiger Friseurmeister am Stadtrand von Ostberlin, meine Omi Friseurin. Meine Großeltern standen den ganzen Tag in ihrem Salon. Der Salon hatte zwei große Schaufenster und eine Eingangstür mit viel Glas. Ein Blick zur Straße war jederzeit möglich. Auf mich aufpassen ging nur, wenn mein Bewegungsraum eingeschränkt wurde. Mein Opa und meine Omi haben mich unendlich geliebt und ich sie. Kurz bevor ich zur Schule kam, hat mich mein Vater aus der Idylle gerissen, er hatte mich zu sich geholt. Ich fühlte mich fremd. Keine guten Voraussetzungen für Abenteuer und Neugier.

Dass ich trotzdem neugierig bin, hat mit einem Unglück für meinen Vater zu tun. Er hatte sich mit einem Funktionär angelegt. Für einen Angestellten im Staatsdienst in der DDR ein Unding. Mein Vater war dann arbeitslos. Er hat viel Zeit mit mir verbracht. Ich sollte lange zehn Minuten erzählen, was ich über die Schweiz zu sagen hatte. Als 14-jähriger Junge, der in der DDR aufgewachsen war, konnte ich nicht viel sagen. Kleines Land in den Alpen und in Europa. Dann fing mein Vater an zu erzählen. Drei Minuten über die Schweiz, eine Minute über die Alpen und fast zehn Minuten über Gebirge und die Bildung von Gebirgen. Viele solcher Gespräche waren es nicht, aber sie hatten meine Neugier geweckt; und keine zwei Jahre später hatte ich mir von meinem Taschengeld die populärwissenschaftliche Zeitschrift der Akademie der Wissenschaften der DDR gekauft. Ich hatte damals wenig verstanden. Doch wenn ich damals damit nicht angefangen hätte, würde ich heute nicht so viel davon verstehen.

Meine Freiheit als Kopfmensch

Als mein Bruder im November 1976 wegen seiner Freundschaft zu Wolf Biermann in Jena inhaftiert wurde, hatte ich längst ein offenes Ohr für die alternativen Sichtweisen seiner Freunde. Wenn ich weiß, dass Prominenz schützt, weil die Obrigkeit den Schein der Rechtsstaatlichkeit wahren wollte, zeugt es nicht von Mut, sich öffentlich zu bekennen. Der sachliche Blick hat mir geholfen, als ich im großen Berlin ohne Wohnung lebte. Was brauche ich als biologisches Wesen? Nahrung, noch wichtiger: Etwas zu trinken, Schlaf. Und was als soziales Wesen? Gelegenheit mich zu säubern und Gelegenheiten, mit sauberer, intakter und angemessener Kleidung durch die Stadt zu laufen. In Berlin musste ich dafür kein Geld ausgeben. Als ich mich mit meinem Leben auf der Straße eingerichtet hatte, wurde ich von einem



Eintrittskarte für ein Konzert in Hannover im November 1986

(Quelle: Klaaschotzer/Wikipedia CCO)

Ethnologen gefragt, wo ich schlafe. Ich sagte es ihm. Er meinte, da dürfe ich nicht schlafen. Das wollte ich nicht stehen lassen: »Das ist ein öffentlicher Park! Selbstverständlich schlafe ich dort!«

Die Kehrseite des Engagements

Eigentlich bin ich ein ruhiger Mensch. Das war ich auch lange beim Verein »Unter Druck«. Die Gäste haben sich geändert, und die Mitarbeiter haben sich geändert. Mehr Menschen mit starken psychischen Beeinträchtigungen machen die Arbeit im Treffpunkt nicht leichter. Manchmal bin ich zu spät da. Eine Situation: Eine wohnungslose Frau hat den Teller für ihren Hund auf den Fußboden gestellt. Ich sah das aus dem Augenwinkel und reagierte sofort. »Nein! Das geht gar nicht!«, schallte es durch den Flur. Was sauber ist, haben die Menschen eigene Vorstel-

lungen. Als Mensch mit Verantwortung im Verein bin ich gehalten, auf bestimmte Vorgaben zu achten. Dazu gehört, dass Tiere nicht von den Tellern fressen. Das geht gar nicht.

Ich weiß um die Gefahren für die Existenz einer niedrigschwelligen Einrichtung der Wohnungslosenhilfe. Ich nehme ein Senken der Toleranzschwelle bei den Menschen in prekären Lebensverhältnissen gegen tatsächliche und vermeintliche Herabsetzungen und Beleidigungen wahr. Und ein Abnehmen des kreativen Potenzials bei Menschen in prekären wirtschaftlichen Verhältnissen. Ich halte den Wechsel von Mindestsicherung zu workfare durch Hartz IV dafür verantwortlich.

Wie dem auch sei, ich bin im angehenden Alter eher dünnhäutiger geworden. Aber nicht leidenschaftlich.

Schreiben? Kann ich nicht! Doch!

Wenn aus einem Hobby eine Leidenschaft wird

BERICHT: Astrid (arbeitet ehrenamtlich im Vertrieb des strassenfeger)

Wenn Sie, liebe Leser_innen, bereits einige meiner Artikel gelesen haben, dann werden Sie bei der Überschrift schmunzeln. Ja, ich bin diejenige, die manchmal frech und vorlaut in ihren Artikeln frei nach Schnauze schreibt. Aber auch sachlich, wenn es dann angesagt ist. Nur, für fast ein halbes Jahr habe ich steif und fest behauptet, dass ich nicht schreiben kann. Was das geändert hat? Eine Freundin und eine Webseite.

In 2009 lernte ich meine Freundin kennen, die auf einer Webseite schrieb, und wusste, dass ich in Amerika gelebt hatte. Sie stellte mir Fragen zum amerikanischen Rechtssystem, die ich ihr beantwortete und die sie in einer Geschichte verwenden wollte. Ich half, sie schrieb, und ich durfte ab und zu mal ein wenig aus der Geschichte lesen. Es gab Kritik, Lob oder Anregungen. Prompt kam von ihr die Aufforderung: »Versuche es doch auch mal!« Ich grinste und meinte: »Ich kann so nicht schreiben. Nee, ich kann nicht schreiben, dass Leute das lesen wollen!«. Dann nannte sie mir den Namen der Webseite, auf der sie schrieb, oh, die kannte ich. Aber nur die englische, nicht die deutsche.

Also ging ich mal lesen und überlegte. Überlegte ein halbes Jahr, dann öffnete ich meinen eigenen Account auf dieser Webseite. Noch zögerte ich, da ich festgestellt hatte, dass die Autor_innen, die dort schreiben, meist 20 Jahre jünger als ich waren. Endlich gab ich mir selber einen Tritt in den Hintern und schrieb meine erste, kleine Kurzgeschichte und stellte sie auf die Webseite. Knapp 1500 Wörter, die mein Leben seit 2010 für immer verändert haben, denn so lange schreibe ich nun schon auf dieser Webseite.

Ich begann damals mit lustigen Geschichten, mischte mal ein, zwei spannende rein, kehrte wieder zu den lustigen zurück und traute mich endlich auch mal an romantische. Die allerdings harmlos waren; die Leser_innen auf dieser Webseite sind meistens jüngere Mädchen. Langsam wurden meine Geschichten auch länger. Dann erschien auf der Webseite eine Herausforderung an die Autoren: 120 Geschichten um vorgegebene Wörter schreiben. Ich dachte über die Herausforderung nach und dachte: »Das kann ich nicht. Ich kann doch nicht so gut schreiben!« Knapp zwei Monate später war ich mit der Herausforderung fertig und stolz.

Meine Leser_innen hinterließen Lob oder Kritik für mich, das spornte mich an weiter zu machen. So langsam suchte ich mir meine Herausforderungen selber, blieb aber meistens dem Humor treu. Und dann kam, was kommen musste. Eine meiner besten Leserinnen fragte mich, ob ich nicht eine gewisse Art von Geschichten schreiben könne. So etwas hatte

ich noch nie geschrieben. Also meine Antwort »Ich kann so etwas nicht schreiben.« Erst kamen noch zwei humoristische Geschichten, dann während Weihnachten und Silvester eine Schaffenspause mit Überlegung. Nach reichlicher Überlegung gab ich dann dieser Leserin die Antwort »Ich versuche es, aber bitte nicht hauen, wenn es schief geht.« War ein kleiner Scherz am Rande, sie wohnt in Nürnberg. Ich begann also eine Geschichte mit vier Kapiteln und habe Blut und Wasser geschwitzt beim Schreiben. Auf der Webseite kann ich sehen, wie viele Leute meine Geschichten anklicken. Also lud ich die Geschichte hoch und sah zwei Tage später nach. Hey, sie wurde gelesen. Dann kam sogar noch einiges an Lob von Leuten, ich war stolz. Ich änderte meine Hauptdarsteller, verlor den Mut, brachte eine Leserin zum Heulen und motzte mit mir selber. War meine beste Leserin.

Also auf ein Neues. Wieder fing ich eine Geschichte mit meinen Zitterhauptdarstellern an, kämpfte mich durch, und 205 Kapitel später hatte ich die längste meiner Geschichten fertig. Bisher, die an der ich momentan schreibe, ufert aber auch aus. Ich bin schon bei Kapitel 162. Und da ich während meiner Zeit auf dem Vertriebswagen der sozialen Straßenzeitung *strassenfeger* noch fleißig mit der Hand vorschreibe, ist noch kein Ende abzusehen. Meine Artikel, die ich für den *strassenfeger* verfasse, schreibe ich nur am PC, meine Geschichten nicht. Die tippe ich sonntags Kapitel für Kapitel ab und stelle sie auf die Webseite. Sagte ich nicht mal, ich kann nicht schreiben? Irgendwie lief da wohl was schief.

(Public Domain)



»Wurmbademeister« & »Fischmörder« – nein danke!

Leidenschaftlich angeln

BETRACHTUNG: Carsten Dahleke (verkauft den strassenfeger)

Wenn ich jetzt hier gleich über meine Leidenschaft zu Angeln spreche, dann ist nicht das Angeln nach Figuren aus Pappe oder Plastik aus Kinderspielen gemeint. Hier geht es um das richtige Angeln als Hobby. Die Ziele sind nicht andere Männlein oder Weiblein als zukünftige Partner, Ziele sind hier die Fische in den Seen und Flüssen.

Neben dem Radwandern war beziehungsweise ist das Angeln eines meiner Hobbys. Leider habe ich es in letzter Zeit sträflich vernachlässigt. Im Alter von zehn Jahren habe ich das erste Mal überhaupt in meinem Leben geangelt. Aber bevor ich hier davon berichte und mein Anglerlatein und Seemannsgarn hervorhole, muss ich hier mit einigen Dingen aufräumen!

Ich denke, ich kenne jetzt fast so ziemlich alle Bezeichnungen, die mancher Zeitgenosse den Anglern als Schimpfnamen an den Kopf wirft: »Tierquäler«, »Fischmörder« oder »Wurmbademeister« sind hier noch die harmlosesten Titulierungen. Die schlimmeren hier zu nennen, verbietet mir der Anstand! Dazu muss ich Folgendes sagen: Zuallererst – Angler töten die Fische nur, wenn es nicht anders geht oder sie die Fische mit nachhause nehmen, um sie zu essen. Im letzteren Fall müssen die Tiere laut Naturschutzgesetz sogar am Gewässer noch weidmännisch getötet und ausgeweidet werden. Man könnte sagen, Angler sind die Jäger am Wasser. Sicher gibt es leider immer wieder Angler, die sich nicht korrekt verhalten, aber wegen ein paar schwarzen Schafen unter den Anglern nun gleich etwa zwei Millionen von Anglern als »Tierquäler« und »Fischmörder« zu bezeichnen, ist nicht korrekt.

Die meisten Angler, die ihrem Hobby mit großer Leidenschaft nachgehen, sind nämlich in Angelvereinen organisiert und unterliegen somit nicht nur den Vereinsregeln, sondern auch dem Regelwerk der deutschen Anglerdachverbände, das sich aus dem Naturschutzgesetz her ableitet. Und in den Angelvereinen gibt es Schulungen und Prüfungen, die jeder Angler absolvieren muss. Es wird mit Argusaugen darüber gewacht, dass sich jeder organisierte Angler auch richtig verhält! Somit treffen die o.g. Bezeichnungen also oft nur auf die Mochtetern- und Sonntagsangler zu, die sich nicht in den Angelvereinen den Regeln unterwerfen wollen. Für sie wäre es ja scheinbar zu viel verlangt, wenn sie in den Vereinen auch etwas für die Umwelt am Gewässer tun müssten.

Aber kommen wir zurück zu den Anfängen meines Anglerlebens: Ich hatte damals Ferien und mein verstorbener Großvater war der Meinung, »der Junge braucht eine vernünftige Ferienbeschäftigung mit seinen zehn Jahren«. Also zog er gleich am ersten Ferienwochenende abends in die Dorfkneipe und erhandelte dort eine Bambusstipprute für mich. Diese gab er mir allerdings erst am nächsten Vormittag, als meine Oma einkaufen war. Er plünderte auch ihren Vorratsschrank und mixte mir aus Himbeerpuddingpulver, Mehl, Backpulver, Salz und Wasser den »perfekten« Angelteig für meinen ersten Angelversuch. Der schlug vollkommen fehl. Entweder lag es daran, dass der Teig nicht richtig war oder ich mich als Neuling



↑ Europäischer Wels, Freiwasseraufnahme in einem ehemaligen Tagebau in der Nähe von Leipzig (Quelle: Dieter Florian/Wikipedia CC BY-SA 3.0)



← Gebackener Zander in einem Restaurant in Balatonfüred (Ungarn) (Quelle: Szbszig/Wikipedia CC BY-SA 3.0)

der Petrijünger vollkommen falsch verhielt. Jedenfalls fing ich an diesem Tage überhaupt nichts. Sicher, die Fische haben zwar am Haken gezuppelt, aber gebissen haben sie nicht richtig! Dies hielt mich aber nicht davon ab, schon in diesen Ferien damit zu beginnen, mir professionellere Angelausrüstung zuzulegen. Heute besitze ich übrigens drei Stippruten in verschiedener Länge, fünf Wurfruten und vier Angelrollen. Von dem ganzen Kleinkram, der dazu gehört, rede ich erst gar nicht. Nachdem ich über längere Zeit die anderen Angler am See beobachtet hatte, mit einigen sogar sprach, fing ich in der dritten Woche tatsächlich etwas, es war ein kleiner Flusskrebs. Der hielt sich versehentlich mit seiner Schere an meinem Angelhaken fest. Seitdem habe ich natürlich Fische verschiedener Arten gefangen! Das Reizvollste für mich ist aber, beim Angeln in der Natur zu sein!

Erklärung für Nichtangler: Wurfruten sind Angelruten, versehen mit einer Angelrolle und mehr als fünfzig Meter Angelsehne. Stippruten sind Angelruten ohne Rollen, und die Angelsehne ist auf ein bestimmtes Maß begrenzt! Der Unterschied zwischen beiden Angelruten liegt in der Handhabung!

Theater – meine Leidenschaft!

Warum das Theaterspielen mich fasziniert

BETRACHTUNG: Detlef Flister

Theater, das ist wie ein Fieber für mich. Theater, das ist Rampenlicht, kreatives Aus-sich-selbst-herauskommen. Mich hat es immer fasziniert, auf der Bühne zu stehen und das teils mit tierischem Lampenfieber. Es ist das Brot des Künstlers, Applaus zu erhalten, das schönste Geschenk, das es für einen darstellenden Künstler geben kann. Was fasziniert mich am Theater? Warum kann ich das Theater spielen als Erfüllung betrachten?

Meine kleinen Anfänge oder »Ich will auch mal Captain Kirk sein!«

Schon als Kind hat es mich fasziniert, mal jemand anders zu sein. Meine Geschwister und ich haben schon damals berühmte Fernsehserien wie »Raumschiff Enterprise«, »Bonanza« oder auch »Columbo« – den ich übrigens damals sehr gerne gespielt habe – regelmäßig nachgespielt. Der Streit, wer wen spielt; er wurde leidenschaftlich, oft verbissen geführt. Wenn ich nicht »Captain Kirk« spielen durfte, war mein Stolz verletzt, und ich war beleidigt, wurde natürlich verkannt. Damals entstand wahrscheinlich mein Traum, Schauspieler zu werden.

Ein missglückter Versuch, in das Künstlerleben einzusteigen

Ich kann mich noch erinnern, wie ich damals in einem Anfall großen Mutes zur »Etage« – eine der berühmtesten Schauspielerschulen in Deutschland – gegangen bin und einfach vorgesprochen habe. Ich habe etwas aus »Wilhelm Tell« vorgespielt. Die Frau, der ich das vorführte, wirkte begeistert, konnte sich durchaus vorstellen, mich auszubilden. Sie gab mir ein Antragsformular mit, das ich von meinen Erziehungsberechtigten unterschreiben lassen musste. Mein Traum vom Schauspieler-

beruf platzte schnell: Man konnte sich zu Hause nicht vorstellen, dass ein Spross aus einer einfachen Arbeiterfamilie – dazu noch ein junger Mann, der kräftig und arbeitsfähig und der letzte Stammhalter in der Familie war – jeden Abend auf der Bühne herumhüpfen sollte, statt, wie es sich für einen Mann nun einmal gehört, körperlich hart zu arbeiten. Mein Traum war ausgeträumt! Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Statt Schauspieler wurde ich nun bei »COOP« zum Lebensmittelverkäufer ausgebildet. Statt einer wie Robert de Niro (mein Idol damals wegen seiner Vielseitigkeit) wurde ich ein Hans Wurst, in einem Beruf, der mich weder ausfüllte, noch begeisterte. Die Lehre schmiss ich übrigens bei der nächstbesten Gelegenheit.

Einfach mal jemand anders sein

Wie geschildert, fand ich es schon immer interessant, in die Haut eines anderen zu schlüpfen. Damals stellte ich mir vor, einfach so los zu spielen, wie es mir einfiel. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie schwierig eine Rolle aufzubauen ist, ihr Wesen und Charakter zu geben und ihr dazu noch glaubhaft Leben einzuhauchen. Aber diese – oft harte Arbeit – ist es, die mich heute fasziniert. Ich lese zuerst das Stück, welches auch immer, um mir einen Eindruck vom zu spielenden Typen zu vermitteln. Mein Gesicht hat er ja auf der Bühne dann. Aber wie ist er? Laut oder eher leise, zaghaft oder verwegen, mutig oder feige? Ist er optimistisch oder ein Pessimist, eine Frohnatur oder ein trauriger, vielleicht sogar gebrochener Mensch? Wie spricht er? Wie guckt er, bewegt er sich? Ich überlege, wie ich die erkannten Wesenszüge darstelle und das Erfahrungene umsetze. In der Probe nähere ich mich dieser Vorstellung an und erarbeite mir die Rolle unter Mithilfe des Regisseurs. Die Darstellung muss realistisch sein und das zurechtgelegte Bild durchgehalten werden. Ein zaghafter, zurückhaltender Mensch kann nicht plötzlich aggressiv und dominant auftreten, ein trauriger kann nicht ohne jeden Grund eine Frohnatur werden. Es ist oft schwer, sich immer und immer wieder endlos wiederholend, alles (Mimik, Gestik, Sprache) zu einem lebendigen Typen zusammenzufügen.

Marcel Schmutz, ein Regisseur und Schauspieler mit über sechzig Jahren Erfahrung, mit dem ich einige Male zusammengearbeitet habe, sagte mir: »Wenn Du gut bist, dann bist Du nicht mehr Du, sondern hast auf der Bühne die Identität des Typen, den Du darstellst!« Das hinzubekommen ist der Traum eines jeden Schauspielers und einer jeder Rollenarbeit.

Wenn mir das gelingt, bin ich stolz.

Ich habe meinen Traum dann doch gelebt. Mein größter Erfolg war es, als Komparse in zwei »TATORTEN« mit Ulrike Folkerts und Götz George gespielt zu haben. Aber auch meine Komparserie, mit der ich am Schiller-Theater als Student Geld verdiente, war ein Highlight. Als Darsteller machte mich stolz, dass Dorothee Wendt, eine Schauspielerin und Kabarettistin hier in Berlin, unsere Gruppe bei »Unter Druck e. V.« als präsent, spielfreudig und dynamisch lobte oder Marcel Schmutz mich als talentierten Schauspieler bezeichnete.

William Shatner als
Captain Kirk
(Quelle: Wikipedia)



Farbe und digital von Fall zu Fall

Ihren 30. Geburtstag feiert die Fotogalerie Friedrichshain mit einer großen Retrospektive, in der knapp einhundert Arbeiten von 27 deutschen und internationalen Fotografinnen und Fotografen aller Generationen präsentiert werden.

REZENSION: Urszula Usakowska-Wolff

- 01 Fotogalerie Friedrichshain
(Foto: © Urszula Usakowska-Wolff)
- 02 One Child, 2006 (Foto: © Dvorah Kern)
- 03 Fotogalerie, Schlange 80er Jahre
(Foto: © Fotogalerie Friedrichshain)
- 04 7. New York, 2011
(Foto: © Juergen Buergin)

Neben dem Gästebuch ein altes Foto, genauer: eine Fotokopie. Darauf zwei Autos, offensichtlich ein Wartburg und ein Moskwitsch. Davor ein kleines Blumenrondell, um das sich eine lange Schlange windet. Die Menschen warten auf Einlass in das Lokal im Erdgeschoss, das, im Gegensatz zum üblichen Grau des fünfstöckigen Plattenbaus, verklinkert ist und große Fenster hat. Das Objekt ihrer Begierde ist kein Geschäft, in dem man die raren Waren erstehen und ergattern kann. Es ist, wie die Schriftzüge auf den Balkonen und neben dem Eingang verraten, eine Fotogalerie, wo im Sommer 1987 die Ausstellung »Ein Tag in Berlin« gezeigt wird.

Der Erfolg hat zwei Väter

»Ein Tag in Berlin« war die 18. Ausstellung der am 28. August 1985 am Helsingforser Platz 1 eröffneten Fotogalerie, der ersten und einzigen Galerie in der DDR, wo ausschließlich Fotos zur Schau gestellt wurden. Auch nach dem Untergang der DDR konnte sich diese Kunst- und Kultstätte trotz einiger, vor allem finanzieller Probleme im wiedervereinigten Berlin behaupten. Die nun 30-jährige Geschichte der Fotogalerie Friedrichshain, wie sie jetzt heißt, ist eine Erfolgsgeschichte. Am Anfang des Erfolgs standen zwei Väter: Ralf Herzig, Kunstwissenschaftler und Fotograf, und der freie Kurator Ulrich Domröse, der seit über zwei Jahrzehnten die Abteilung Fotografie der Berlinischen Galerie leitet. Die beiden Herren, Jahrgang 1955, kamen Anfang der 1980er Jahre auf die Idee, in der Hauptstadt der DDR eine Galerie zu etablieren, in der einzig und allein heimische und internationale Fotokunst exponiert werden sollte. Die Verhandlungen mit den zuständigen Ministerien und Ämtern zogen sich hin, denn die Fotografie ist in einem restriktiven Kontrollsystem eine heikle Angelegenheit: Wenn man sie ehrlich und im Einklang mit dem eigenen Gewissen betreibt, sagt ein Bild bekanntlich mehr als tausend Worte, es regt womöglich zum Denken und Nachdenken an. Und was geschieht, wenn an einem Ort hunderte Fotografien hängen? Nach drei Jahren war es dann soweit und die sieben Räume, insgesamt 200 Quadratmeter, die ihnen der Bezirk Friedrichshain im Neubau am Helsingforser Platz zur Verfügung stellte, konnten bezogen werden. Bei der Einrichtung der Fotogalerie war Ralf Herzig von Anfang an dabei und wachte persönlich darüber, dass alle Details stimmten. Das war nicht immer der Fall. Die Steckdosen wurden zwar an den richtigen Stellen angebracht, aber die Beleuchtung war nicht optimal, denn es gab in der DDR keine farbneutralen



01

Glühlampen, und die großen Fenster, die sich in den gerahmten Fotografien unvorteilhaft spiegelten, wurden gegen seinen Willen eingebaut. Trotz dieser Mängel war er bereit, die Fotogalerie zu leiten. Doch es kam anders, denn die Bedingung war eine Mitgliedschaft in der SED oder in einer der Blockparteien. Das wollte und konnte Ralf Herzig nicht tun, und so fand die Eröffnung »seiner« Galerie ohne ihn statt.

Dramatisch, träumerisch, kritisch

Die Fotogalerie mit den Schwerpunkten Popularisierung des Erbes der Arbeiterfotografie, Vorstellung internationaler Kunst der Fotografie und der Fotografie der DDR wurde zu einem Publikumsmagnet. »Bei Ausstellungseröffnungen drängeln sich die Leute. Im Jahr sind es 50000 Besucher, bis zu 10000 wurden bei Personalausstellungen gezählt«, schrieb »Sibylle. Die Zeitschrift für Mode und Kultur« in der Nummer 4/1987. Und die BZA (Berliner Zeitung am Abend) berichtete am 5. Januar 1989: »Zwischen 8000 und 15000 Besucher, darunter ein beträchtliches Stammepublikum, kamen im letzten Jahr in jede der Ausstellungen.« Kein Wunder, denn es gab dort nicht nur historische und zeitgenössische Arbeiten bekannter Fotografen und Fotografinnen aus der DDR wie Richard Peter sen., Arno Fischer, Bernd Heyden, Roger Melis, Helga Paris, Sibylle Bergemann, Eberhard Klöppel, Harald Hauswald oder Eugen und Wal-

INFO

»30 Jahre Fotogalerie Friedrichshain 1985 – 2015«

Noch bis zum 11. September

Fotogalerie Friedrichshain
Helsingforser Platz 1
10243 Berlin

Di, Mi, Fr, Sa 14 bis 18 Uhr, Do 10 bis 18 Uhr

Eintritt frei

Jubiläumsfeier:

28. August um 19 Uhr
Dialog mit den anwesenden Fotografinnen und Fotografen
Musikprogramm

› www.kulturring.org/galerien.php



02



03

ter Heilig, sondern auch die der internationalen Fotogrößen wie Paul Caponigro, Tina Modotti und Imogen Cunningham zu sehen. Das war der Duft der großen weiten Welt, der die Räume am Helsingforsker Platz durchzog und viele Leute anzog, die wenigstens für einige Augenblicke der Enge und Engstirnigkeit ihrer »Volksrepublik« entkommen und mit den Augen in die Ferne schweifen konnten. »Von Anfang an steht in der >Fotogalerie< zeitgenössische Fotografie im Zentrum, die sich mit Leben und Alltag, mit Individuum und Gesellschaft auseinandersetzt – engagierte Fotografie. Historisches taucht nur in der ersten Hälfte des Bestehens in Abständen auf – Vergewisserung fotografischer Traditionen oder urbane Zeitreisen. Nicht Werbe-, Sach- oder Modefotografie, keine glamourösen Inszenierungen oder Sensationsbilder, aber auch keine ästhetischen Grenzexpeditionen. Auf Wirklichkeit bezogene Fotografie – nüchtern, dramatisch, träumerisch, kritisch, bewegend. Schwarzweiß dominiert, Farbe und digital von Fall zu Fall, Experimentelles gelegentlich«, so Michael Nungesser in der Publikation »Die Fotogalerie Friedrichshain. Geschichte(n) und Ausstellungen«, herausgegeben 2010 zu ihrem 25. Jubiläum vom Kulturring in Berlin e.V., der sie seit Anfang der Nullerjahre betreibt.

Große Klasse und Masse

»Schwarzweiß dominiert, Farbe und digital von Fall zu Fall, Experimentelles gelegentlich«: Das ist der Eindruck, den die Ausstellung, mit der die Fotogalerie Friedrichshain ihren 30. Geburtstag feiert, durchaus vermittelt. Sie bleibt ihrer Tradition treu, was Qualität und Themenvielfalt der gezeigten Arbeiten betrifft. Knapp einhundert Fotografien aus der Zeit von 1914 bis heute können in der beeindruckenden Gruppenschau besichtigt werden, an der sich 27 Fotografinnen und Fotografen aller Generationen und aus vielen Ländern beteiligen, darunter Eugen und Walter Heilig, Tina Modotti, Horst Sturm, Willi Römer, Peter Leske, Helga Paris, Eberhard Klöppel, Sybille Bergemann, Ute Mahler, Varda Carmeli, Roger Melis, Dietmar Bühner, Günther Schaefer, Harald Hauswald, Mariusz Kubielas, Jörg Rubbert, Jürgen Bürgin, Jonck Joneksson, Vitus Olander und Devorah Kern. Mit Ausnahme von sieben Fotografien sind alle anderen schwarzweiß. Die Ausstellung ist nicht chronologisch geordnet, Altes hängt neben dem Neuen, Nüchternes neben dem Poetischen, Dokumentarisches neben dem Verträumten, Melancholisches und Ironisches neben dem Ernstesten. Es ist eine vielseitige und vielschichtige Zeitreise, die mit den Bildern aus Berlin (Ost)



04

der 1980er Jahre beginnt und nach New York, Tibet, Indien, Havanna, Georgia und Kairo führt. Eine Schau, die zeigt, wie die Welt sich verändert hat: Sie ist zugänglicher und offener geworden. Ferne Länder sind keine imaginären Orte mehr, die man nur auf Fotografien bewundern kann. Das Leben holte diesmal die Kunst ein. Was sich nicht verändert hat, ist das Publikum, das sich in der Fotogalerie nach wie vor drängt. Allein in der ersten Woche der Jubiläumsausstellung haben sie über 8000 Leute besucht. Für den neuen Galerieleiter Felix Hawran ist es, was Klasse und Masse angeht, ein fulminantes Debüt. Ein guter Anfang verheißt, wenn man Felix heißt, auch in der Zukunft viel Glück.

Das Festival Berliner Obdachlosetheater

Veranstaltung auf dem Leopoldplatz

VORBERICHT: Jan Markowsky

Am 31. August wird zum ersten Mal das Festival Berliner Obdachlosetheater auf dem öffentlich zugänglichen Gelände der evangelischen Nazarethkirche durchgeführt. Eingeladen sind »Ratten 07«, die Theatergruppe des »Unter Druck e.V.« und die Theatergruppe des »Brückeladens« Schneeweide. Das Festival konnte dank finanzieller Förderung durch den »Runden Tisch Leopoldplatz« organisiert werden. Die evangelische Nazarethkirche stellt ihr Gelände zur Verfügung und den Stromanschluss.

Ein alter Traum

»Unter Druck - Kultur von der Straße e.V.« ist mit seinem Tagestreffpunkt für Wohnungslose zum Jahreswechsel 2005/06 vom Ortsteil Mitte in den Wedding gezogen. Nicht freiwillig. Ich bin schnell den suchtkranken Menschen vom Leopoldplatz begegnet. Nach dem Gottesdienst der evangelischen Nazarethkirche hatte ich den Pfarrer auf die Menschen angesprochen, denen ein Teil des Platzes ihr Wohnzimmer war. Die hilflose Reaktion sagte mir damals genug. Die suchtkranken Menschen waren auf sich gestellt, allein gelassen. Dementsprechend haben sie sich verhalten. Die Anwohner konnten damit nicht umgehen, fühlten sich gestört und haben den Bereich gemieden. 2009 haben Anwohner und Gewerbetreibende mit einer Unterschriftensammlung die Vertreibung der »Störer« verlangt. Die Bürgerplattform »Wir sind da!« hat sich unmittelbar zuvor mit den Verhältnissen auf dem »Leo« beschäftigt und ist zu einer Lösung ohne Vertreibung gelangt: Die Verhältnisse auf dem Platz sollten nicht einfach hingenommen werden. Der Leopoldplatz sollte ein Platz für alle werden, auch für die Suchtkranken. Der nächste Schritt war die Sammlung von Ideen. Von mir war das Theater. Der Eingang zur alten Nazarethkirche hat eine gute Höhe für Theater. Die Plattform ist schmal, aber... Zunächst habe ich 2010 mit Ulla zusammen für Obdachlose und Suchtkranke das »Klage lied der Habenichtse« (»Wir standen vor dem Jobcenter und hatten alle kein Geld...«) gesungen.

Warum ein Obdachlosetheater-Festival auf dem Leopoldplatz?

Die Auseinandersetzungen von einst scheinen Geschichte. Die suchtkranken Menschen haben ihren Bereich auf dem Platz, und sie haben Verantwortung für ihren Platz. Sie können unbehelligt ihr Bier trinken, und ein Streetworker hilft bei den Problemen mit den Behörden. Ganz oben auf der Liste: Jobcenter. Und die suchtkranken Menschen benutzen die Toilette, weil das gratis ist. Was 2009 undenkbar schien, ist jetzt Wirklichkeit. Der Leopoldplatz ist ein Platz für alle. Doch der Friede ist fragil. Die Finanzierung der Streetworker ist unsicher. In dieser Situation ist an die jüngste Vergangenheit zu erinnern und gleichzeitig zu zeigen, was Obdachlose und Menschen, die Erfahrung mit Obdachlosigkeit haben, leisten können. Gleichzeitig wird der Platz kulturell belebt.

Die teilnehmenden Theatergruppen

Der Verein »Unter Druck« ist 1991 aus dem Theaterprojekt »Obdachlosen GmbH & Co« von Bernhard Wind (Künstler-



Die Obdachlosetheatergruppe »Ratten 07« (Quelle: Anne-Lydia Mühle)

name) mit 15 Schauspielern und 15 Obdachlosen entstanden. Im Juni war in der Parochialkirche Premiere, und im September wurde der Verein in das Register beim Amtsgericht eingetragen. Die Gründung der Gruppe »Ratten 07« war ähnlich. Jeremy Weller hatte in London Camus' »die Pest« auf die Bühne gebracht und hat die Idee nach Berlin mitgenommen. In dem Roman werden die Menschen durch Ratten ersetzt. Weller nahm Obdachlose. Unter dem Intendanten Frank Castorf konnte er das 1992 in der Volksbühne verwirklichen. Sieben von fünfzehn »Ratten« blieben nach dem letzten Vorhang einfach in dem Theater. Sie wollten Theater spielen. Im gleichen Jahr wurde der Verein »Freunde der Ratten« als eingetragener Verein gegründet und die erste Produktion der »Ratten 07« »Verpestet« aufgeführt. Im »Brückeladen«, eine Einrichtung der GEBEWO - Soziale Dienste - Berlin gGmbH, wurde im Rahmen der »Obdachlosenuni« ein Theaterworkshop durchgeführt. Aus diesem Workshop ist ein Musical entstanden. Jill Emerson hat hier richtig gute Arbeit geleistet. Sowohl Gründungsgeschichten als auch die Existenz der drei Theatergruppen aus dem Obdachlosenmilieu sind schallende Ohrfeigen für alle Anhänger und Verteidiger von Hartz IV.

Musikalische Begleitung

Die Pausen zwischen den Auftritten sind Gelegenheiten für Musik. Alle Musikacts haben mit Wohnungslosigkeit zu tun. Da ist einmal die Band »RED ROX« mit der Autorin des strassenfeger Anne-Ly. Anne-Ly hat seit 2005 bei der Theatergruppe »Ratten 07« mitgemacht. Vom »Kesselberg« kommt ein Gitarrist. Er macht ruhige Musik. Der »Kesselberg« ist eine besetzte und inzwischen legalisierte Station der Nationalen Volksarmee. »Klang Kunst Jekami« ist ein niedrigschwelliges Mitmachangebot im Tagestreffpunkt für Wohnungslose »Unter Druck«. Der Mix aus akustischer und elektronischer Klangerzeugung lädt eher zum Mitmachen ein, als konventionelle Musik. Natürlich wurde auch der Straßenchor angefragt. Hier gab es frühzeitig einen Hinweis auf die vielen Termine des bekannten Chors.

Beschleunigtes Verfahren

Der Beratungsbus der Liga der Wohlfahrtsverbände ist wieder auf Tour

BERICHT: Leonie Karnowsky (Praktikantin)

Zum mittlerweile neunten Mal ist der Beratungsbus der Liga der Wohlfahrtsverbände wieder vor den Berliner Jobcentern im Einsatz. Angefangen hat die Tour am 3. August mit dem Jobcenter Mitte, die letzte Station wird Reinickendorf am 11. September sein. 2007 war das Beratungsteam erstmalig unterwegs, die Tour ging drei Wochen lang. Aufgrund des großen Erfolges wurde der Zeitraum in den folgenden Jahren auf sechs, einmal sogar auf zwölf Wochen ausgedehnt. Der Bus selbst gehört eigentlich der Liga der Wohlfahrtsverbände und wird zum Beispiel auch von Pflegestützpunkten und dem Roten Kreuz genutzt. Für die Jobcenter-Beratungstour wird er unentgeltlich verliehen, auch das Benzin wird bezahlt. Alle anderen Ausgaben finanziert das Team um Organisator Frank Steger ausschließlich über Spenden. Bis auf wenige Ausnahmen wechseln die Teammitglieder je nach Standort, ein Mitarbeiter des BALZ (Berliner Arbeitslosenzentrum) ist immer dabei. Manchmal sind auch Rechtsanwälte vor Ort, wie zum Beispiel am 11. August in Neukölln.

Zielgruppe des Angebots sind Menschen, die Arbeitslosengeld II in Berlin beziehen und dadurch Probleme jeglicher Art mit dem Jobcenter haben. Ihnen hilft das Team, indem es Bescheide überprüft und Auskünfte zu Rechtsmitteln wie Widerspruch oder Klage erteilt. Wenn die Situation es zulässt, wird auch aktiv bei der Problemlösung unterstützt, wie in einem Fall in Neukölln: Eine Frau suchte Hilfe, weil das Jobcenter behauptete, ihr Überprüfungsantrag auf ALG II läge nicht vor.

Nachdem der Organisator gemeinsam mit der Frau zur Geschäftsleitung ging, wird der Antrag nun im beschleunigten Verfahren bearbeitet; Steger geht davon aus, dass er bewilligt wird. Im bisherigen Verlauf der diesjährigen Tour fanden die meisten Beratungen in Steglitz-Zehlendorf statt, dort konnte an einem Tag 52 Leuten geholfen werden, während sich in Neukölln am ersten der beiden Tage 42 Menschen Rat holten. Viele Leute hören im Radio vom Bus oder lesen in Anzeigenblättern davon, einige fahren dem Bus sogar hinterher. So sei am ersten Tag der Tour jemand aus Pankow extra nach Mitte gefahren, erzählt Steger. Doch das ist gar nicht nötig: Es gibt eine ganze Liste von stationären Beratungseinrichtungen der Wohlfahrtsverbände, welche unentgeltliche Sozialberatung anbieten. Der Beratungsbus hat unter anderem auch zum Ziel, auf diese Beratungsstellen hinzuweisen.

Seit Jahren ist das Thema »Wohnen« eines der am häufigsten vertretenen Probleme, mit dem Leute zum Beratungsbus kommen. Die Mieten



Hier bekommt jeder Hilfe! (Foto: Leonie Karnowsky)

werden immer teurer, das spüren insbesondere jene Menschen, die ein niedriges Einkommen haben. Alle bisherigen Berliner Regelungen zur Übernahme der Wohnkosten wurden vom Bundessozialgericht kassiert. Die seit 1. Juli geltenden Ausführungsvorschriften Wohnen sind reine Verwaltungsregelungen. Im Prinzip gibt es seit 2005 keine wirkliche Rechtssicherheit in diesem Bereich. Ist die Mietangemessenheitsgrenze überschritten, muss der Mieter üblicherweise ausziehen oder die Differenz aus seinen Regelleistungen erstatten – und rutscht so schnell unter das Existenzminimum. In solchen Situationen rät das Team, die Mietfestsetzung gerichtlich überprüfen zu lassen. Trotzdem betont Frank Steger, dass der Bus nicht in Frontstellung zum Jobcenter steht. Er versteht sich vielmehr als eine unabhängige Verbraucherberatung in Ämterangelegenheiten.

Zu Anfang hatten die Jobcenter Probleme mit dem Angebot, insbesondere aufgrund des Slogans »Irren ist amtlich – Beratung kann helfen«. Inzwischen sind fast alle Jobcenter mit Steger und seinem Team im Gespräch, sie sind daran interessiert zu erfahren, welche Eindrücke das unabhängige Beratungsteam sammelt. Jedes Jahr nimmt das BALZ drei Wochen vor Beginn der Tour mit den Berliner Jobcentern Kontakt auf, kündigt alle Termine an und weist darauf hin,

dass der Slogan keineswegs eine generelle Infragestellung ihrer Arbeit bedeutet. Darüber hinaus erhält jedes Jobcenter das Angebot zu einem Gespräch. Steger ist es wichtig, dass die Leute wissen, dass der Beratungsbus unabhängig vom Jobcenter agiert; er weiß auch, dass der Bus – im Gegensatz zum Jobcenter – einen Vertrauensbonus genießt. Dieses Vertrauen trägt zum wiederkehrenden Erfolg der Beratungstour bei, auch weil die Hilfesuchenden wissen: Im Vordergrund stehen hier die Menschen.

INFO

Der Beratungsbus ist an folgenden Jobcentern jeweils von 8 bis 13 Uhr unterwegs:

- › 24. & 25. August: Tempelhof-Schöneberg
- › 27. & 28. August: Treptow-Köpenick
- › 31. August & 1. September: Friedrichshain-Kreuzberg
- › 3. & 4. September: Spandau
- › 7. & 8. September: Lichtenberg
- › 10. & 11. September: Reinickendorf

www.beratung-kann-helfen.de

»Helfen heißt nicht immer spenden oder schenken«

Markus Harmann ist Stabsabteilungsleiter des Caritasverbandes Köln und Pressesprecher der Nationalen Armutskonferenz

INTERVIEW: Leonie Karnowsky (Praktikantin) | FOTOS: Andreas Düllick © VG Bild-Kunst

strassenfeger: Was genau ist die Nationale Armutskonferenz (NAK) und wer ist daran beteiligt?

Markus Harmann: Die Nationale Armutskonferenz ist ein Bündnis aus mehr als 20 Organisationen und Wohlfahrtsverbänden – dazu gehören zum Beispiel der Deutsche Caritasverband, die Diakonie, das Deutsche Rote Kreuz und der Deutsche Gewerkschaftsbund, aber eben auch Selbsthilfeorganisationen wie das Armutsnetzwerk. Das macht die Nationale Armutskonferenz so besonders und einmalig. Denn durch die Mitarbeit der Betroffenen ist sie sehr nah an den Menschen und ihren Lebensumständen. Dieses praktische und ungeschönte Wissen wird dazu verwendet, Positionen und Lösungen zu erarbeiten, die die Menschen in den Mittelpunkt stellen.

Wofür setzt sich die NAK ein, was leistet sie konkret?

Die Nationale Armutskonferenz und ihre Mitglieder sind die Stimme derjenigen, die am Rand der Gesellschaft stehen und durch strukturelle und gesetzliche Rahmenbedingungen wie Hartz IV aus der Gesellschaft ausgeschlossen sind. Ihnen wird durch Hartz IV zu wenig Geld zur Verfügung gestellt und der Zugang zu Bildung erschwert oder versperrt. Dadurch haben sie nur wenige Möglichkeiten, für sich und ihre Kinder eine Perspektive zu entwickeln.

Wie sind Sie zur NAK gekommen?

Alle zwei Jahre wechselt die Geschäftsführung der Nationalen Armutskonferenz. Seit Anfang 2015 liegt sie beim Deutschen Caritasverband. Sprecher ist zurzeit der Direktor des Diözesan-Caritasverbandes in Köln, Dr. Frank Joh. Hensel. Ich bin dort als Pressesprecher tätig und damit nun auch für zwei Jahre Pressesprecher der Nationalen Armutskonferenz.

Wie ist es aktuell um den Dialog mit der Politik bestellt? Haben Sie gute oder auch schlechte Zusammenarbeit erlebt?

Es gibt einen aktiven, allerdings vorsichtigen Dialog. So hat sich die Nationale Armutskonferenz zum Beispiel sehr dafür eingesetzt, ein eigenes Kapitel im nächsten Armutsbericht der Bundesregierung zu bekommen, der alle vier Jahre erscheint. In dem Bericht sollten Betroffene selbst zu Wort kommen. Das wurde uns leider verwehrt, wahrscheinlich fürchtet man die unzensurierte, reale Darstellung von Armut in unserer Gesellschaft. Gleichzeitig führte dieses



↑ ↑ Unsere Praktikantin Leonie Karnowsky

↑ Markus Harmann

Ansinnen aber zum Angebot, ein Gespräch mit armen Menschen im Arbeits- und Sozialministerium zu führen. Hier bin ich sehr gespannt, ob dies zu einem besseren Verständnis der Lebensumstände beitragen und zu Veränderungsvorschlägen führen kann oder ob es nur eine Alibi-Veranstaltung ist, die dem Ziel dient, zu bestätigen, dass die Armen an ihrer Situation selbst schuld sind.

Ab wann gilt man als arm? Gibt es eine spezielle Gruppe, die davon besonders betroffen ist, oder lässt sich das gar nicht klar abgrenzen?

Wer weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens in Deutschland zum Leben hat, der gilt als arm oder armutsgefährdet. Das ist eine EU-weit geltende Definition. Das waren zuletzt etwa 980 € für Alleinstehende und 2000 € für zwei Erwachsene und zwei Kinder unter 14 Jahren. Wer also weniger als diese Summen zur

Verfügung hat, der ist zumindest von Armut gefährdet. Regional gibt es natürlich Unterschiede. Eine Familie aus München ist möglicherweise schon arm, wenn sie weniger als 2500 € hat, während man in Rostock mit dieser Summe vielleicht ganz gut leben kann. Armut ist in Deutschland eben nicht immer eine Frage des Geldes, sondern auch eine, die sich daran bemisst, ob man an Kultur und Bildung teilhaben kann, ob man sich einen Kino- oder Zoobesuch, Schulmaterial oder eine Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln leisten kann.

Die meisten Menschen haben immerhin noch genug Geld, dass sie ihre Grundbedürfnisse wie Essen und Obdach erfüllt sehen. Aktivitäten wie etwa mal ein Eis essen oder ins Kino zu gehen sind hingegen finanziell oft nicht realisierbar. Doch warum ist das überhaupt so wichtig?

Das Grundgesetz gibt vor, dass bedürftigen Menschen Geld zur Verfügung gestellt wird, damit das Existenzminimum gedeckt ist. Von daher wäre es ein eklatanter Verstoß gegen das Grundgesetz, wenn es nicht möglich wäre, Grundbedürfnisse zu erfüllen. Es geht in Deutschland meist nicht um absolute Armut. Armut ist bei uns viel mehr durch den Ausschluss vom normalen Leben gekennzeichnet und dem Bewusstsein, nicht dazuzugehören. Wenn Kinder ihren Geburtstag nicht feiern, keine Freunde nach Hause einladen, nicht mit auf Klassenfahrt gehen können und dies nicht nur übergangsweise, sondern für viele Jahre oder immer, wie soll sich dann ein Gefühl von Zugehörigkeit zur Gesellschaft entwickeln? Arm sein heißt deshalb nicht, nicht satt zu werden, sondern keine Entwicklungsmöglichkeiten zu haben.

Und ein weiteres Problem stellt sich dar, wenn aufgrund der schlechten Ausgestaltung der Regelsätze in Hartz IV vorgegeben wird, wo sie ihr Essen herbekommen sollen – etwa von der »Tafel«. Besser wäre es doch, ihnen Geld zur Verfügung zu stellen, mit dem sie dann frei entscheiden können, wo sie einkaufen und was sie zu sich nehmen wollen. Wir drängen Menschen in bestimmte Ecken und nötigen sie dazu, bestimmte Dinge zu tun. Jeder Mensch möchte aber am liebsten selbst bestimmen, wo er sein Essen kauft, ob er sich ein Handy leistet und in welchem Stadtviertel er lebt.

Und damit noch nicht genug, denn hinzu kommt noch die Stigmatisierung. Wer heute über sich sagt, er nehme Hartz IV in Anspruch, ist stigmatisiert, quasi abgestempelt. Sie fallen



Erstes Interview von Leonie für den strassenfeger

durchs Raster, auf ihnen liegt der Stempel »arm, langzeitarbeitslos, faul, nicht zu gebrauchen und selbst schuld«, und das, obwohl in ihnen vielleicht viele Talente schlummern.

Mittlerweile gibt es ein breites Angebot an Share-Projekten wie zum Beispiel Foodsharing. Auch die »Tafeln« verteilen unverkäufliche Lebensmittel an Bedürftige. Wie ist die Resonanz? Nehmen die Leute das gerne an oder fühlen sie sich dabei eher, als seien sie nur »Resteverwerter«?

Dadurch bestimmen wir, wer wann wo einzukaufen hat. Das ist nicht richtig. Die Caritas zum Beispiel sieht die »Tafelbewegung« durchaus kritisch, weil Leute genötigt werden, ihr Essen an bestimmten Ausgabestellen zu holen, Schlange zu stehen und in unwürdiger Umgebung darauf zu warten, dass man ihnen Essen schenkt, das im Supermarkt übrig geblieben ist.

Die Supermärkte rühmen sich dann damit, Lebensmittel an »Tafeln« zu spenden und können sich auch noch gesellschaftlicher Anerkennung sicher sein. Dabei werden sie aber nur ihren Überschuss auf schnelle und billige Art los. Ärgerlich wird es dann, wenn sich Politiker einmischen und dazu aufrufen, zu »Tafeln« zu gehen, obwohl es eigentlich ihre Aufgabe wäre, dafür zu sorgen, das Grundgesetz umzusetzen,

welches jedem Menschen zubilligt, genügend Mittel für Lebensmittel, Kleidung, Wohnung, Heizung und auch für gesellschaftliche Teilhabe zur Verfügung zu haben und das eigene Leben selbst auszugestalten. Lebensmittelausgaben mögen zu einer Linderung akuter Armut beitragen, aber sie tragen auch dazu bei, Armutsstrukturen zu verfestigen.

Ich bin Studentin und habe wenig Geld, um zu spenden. Was kann ich dennoch im Alltag tun, um ärmeren Menschen zu helfen?

Ich würde das gerne am Beispiel des Flüchtlingsthemas festmachen. In Köln haben sich um Flüchtlingsheime herum zivile Initiativen gebildet. Menschen, die sich aufgerufen fühlen, den Neuankömmlingen beim Start in Deutschland zu helfen. Viele fragen einfach: Wie können wir euch helfen? Was wird gebraucht? Ist es vielleicht ein Deutschkurs, brauchen sie Hilfe beim Übersetzen von Behördenpapieren? Helfen heißt nicht immer spenden oder schenken. Manchmal hilft es auch schon, wenn Sie Zeit miteinander verbringen, Ansprechpartner bleiben oder auf ein Kind aufpassen.

Eine weitere Hilfe kann auch darin bestehen, politisch tätig zu werden und für Rahmenbedingungen zu sorgen, die dann allen Flüchtlingen zugutekommen.

skurril, famos und preiswert!

Kulturtipps aus unserer Redaktion

ZUSAMMENSTELLUNG: Redaktion

01 LESUNG

Andreas Dorau/Sven Regener

Beim „Pop-Kultur Festival“ sollte man auf keinen Fall die Lesung von Sven Regener und Andreas Dorau im Berghain (Schlackehalle) verpassen. Die beiden stellen ihr Buch „Ärger mit der Unsterblichkeit“ vor. Man ahnt es: Das wird ziemlich lustig, wenn Sven Regener aus dem bizarren Schelmenroman vorliest, dessen Protagonist Andreas Dorau ist, und der davon handelt, wie der einstige Kinderstar der Neuen Deutschen Welle („Fred vom Jupiter“) und kompromisslose Avantgardist mit möglichst großem Aufwand und möglichst großem Schaden immer wieder gegen die gläsernen Wände der Kulturindustrie donnert. Das wird ein unvergesslicher Abend – mit Kuhfladenroulette, Weltraumhunden, Ohrwürmern und seltsamen Opern. Während Sven Regener liest macht Andreas Dorau, was er am besten kann: Er zeigt Filme, hält bemalte Steine hoch, erklärt Fotos und spielt kunstvoll zerkratzte Platten vor.

26. August, 17.30 Uhr, Einlass 16.30 Uhr

Schlackehalle im Berghain
Am Wriezener Bahnhof, 10243 Berlin

Tickets 6 Euro

Info & Foto: www.pop-kultur.berlin

02 KIEZ

»Kiezkulturwoche in Kreuzberg«

Jährlich im Spätsommer veranstaltet das Kiezbündnis am Kreuzberg in Kooperation mit anderen Einrichtungen eine Kiezkulturwoche mit Ausstellungen, Lesungen, Konzerten, Führungen und weiteren Veranstaltungen für Erwachsene und Kinder. Entstanden ist die Kiezkulturwoche vor 13 Jahren aus dem Wunsch nach Stärkung von nachbarschaftlichem Miteinander und Entwicklung kreativer Eigeninitiativen. Die Kiezkulturwoche endet traditionell am ersten Samstag im September mit einem Fest in der Hornstraße.

28. August bis 5. September

Zwischen dem Kreuzberg und dem Landwehrkanal



01



03

03 INSELFÜHRUNG

»Luises Blumenwelt«

Daniela Kuhnert, Gartenmeisterin der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, lädt zum abendlichen Spaziergang über die sommerlich blühende Pfaueninsel ein. Vom Fährhaus am Ufer führt der Rundgang vorbei am Schloss, passiert die exotische Pflanzenwelt am ehemaligen Palmenhaus sowie die Inselgärtnerei und endet schließlich im Rosengarten.

26. August, 18 Uhr

Teilnahme 12 Euro (erm. 10 Euro)
Keine Anmeldung erforderlich

Pfaueninsel im Wannsee

Treffpunkt: Fährhaus Pfaueninsel

Info: www.spsg.de/aktuelles/-veranstaltungen/

04 KINO

»dokfilmwoche«

Zum dritten Mal zeigt das fsk Kino in Zusammenarbeit mit dem Sputnik Kino eine Woche lang aktuelles dokumentarisches Kino. Die Dokfilmwoche kennt keine engere Programmatik, sondern versammelt aktuelle Entwürfe dokumentarischen Arbeitens: Filme, die sich auf die Welt und die Welt auf sich beziehen. 19 Filme werden gezeigt, die sich zwischen intimen Räumen von Wohnung und Familie, den weiten Zusammenhängen globaler Ökonomie und den nachwirkenden Brüchen der Geschichte des 20. Jahrhunderts fügen.

27. August bis 2. September

Karten 5 – 7,50 Euro

fsk Kino, Segitzdamm 2, 10969 Berlin

SPUTNIK KINO, Höfe am Südsterne, Hof 3., 5. Stock, 10967 Berlin

Info:

<http://dokfilmwoche.peripherfilm.de>

VORSCHLAGEN

Sie haben da einen Tipp? Dann
senden Sie ihn uns an:
redaktion@strassenfeger.org
Je skurriler, famoser und
preiswerter, desto besser!



05

05 KUNST

»Kunsttour Caputh«

Die Kunsttour Caputh hat sich innerhalb der letzten Jahre zu einem ernst zu nehmenden Kunst-Event entwickelt. An zwei aufeinanderfolgenden Wochenenden erwartet der malerisch an der Havel gelegene Ort Caputh wieder kunstbegeisterte Besucher. Über 30 Künstler präsentieren in Ateliers, Privathäusern und Höfen ihr Schaffen und stehen den Besuchern persönlich Rede und Antwort. Organisiert wird die zum neunten Mal stattfindende Kunsttour durch das Kultur Forum Schwielowsee. »Komm nach Caputh, pfeif auf die Welt« so sagte einst der berühmteste Einwohner Capuths, Albert Einstein.

29./30. Aug. & 5./6. Sept. Eintritt frei

12 – 19 Uhr

Wegbeschreibung unter www.kunsttour-caputh.de

06

06 PODIUMSDISKUSSION

»Fußball in der DDR«

Die Podiumsdiskussion beschäftigt sich mit der Geschichte und der Bedeutung des Fußballs in der DDR: Wie und unter welchen politischen Vorgaben waren das Liga-System und die Vereine der DDR strukturiert? Welche Konfliktlinien ergaben sich dabei? Wieviel Einfluss besaß die Stasi? Wie entwickelte sich die Fankultur unter den Bedingungen der sozialistischen Diktatur? Am Podium nehmen teil u.a. Jürgen Croy, Rekordtorwart der DDR-Fußballnationalmannschaft und Bernd Heynemann, Fußballschiedsrichter von 1980 bis 2001.

8. September, 18 Uhr, Eintritt frei

Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

Veranstaltungssaal

Kronenstr. 5

10117 Berlin

Info: www.bundesstiftung-aufarbeitung.de

07 FOTO

»Augen auf! 100 Jahre Leica Fotografie«

Die Ausstellung »Augen auf! 100 Jahre Leica Fotografie« beleuchtet viele Aspekte der Kleinbildfotografie. Die von Hans-Michael Koetzle kuratierte Ausstellung zeigt aus kunst- und kulturgeschichtlicher Perspektive, wie sich durch die Leica beziehungsweise das Kleinbild das fotografische Sehen im 20. Jahrhundert verändert hat. Zu sehen sind Fotografien, Zeitschriften und Fotobücher, die unterschiedliche Aspekte einer sich ab Mitte der 1920er Jahre abzeichnenden Leica-Fotografie darstellen. Die Ausstellung ist somit auch eine Stilgeschichte des Mediums von der Moderne bis zur postmodernen Vielfalt der Gegenwart.

22. August bis 1. NovemberÖffnungszeiten täglich von 11 bis 20 Uhr
Eintritt: 10 Euro (erm. 5 Euro)

C/O Berlin

Hardenbergstraße 22-24
10623 BerlinInfo: www.co-berlin.org

Foto: © Walter Vogel



07

08 INFO & KULTUR

»Antikriegsmarkt«

Geboten wird ein breites Programm mit mehr als 20 Informationsständen, Diskussionen, Café de la paix und Informationen gegen den Krieg und seine Folgen sowie die zunehmende Militarisierung der Innen- und Außenpolitik. Initiatorin der Veranstaltung ist die Friedenskoordination Berlin. Ein kulturelles Rahmenprogramm umfasst Auftritte der Theatergruppe Schöneberg, der Berliner Compagnie und des Weber-Herzog-Musiktheaters.

30. August, 13 – 17 Uhr

Potsdamer Platz

10785 Berlin

Info: www.frikoberlin.de

»Ich bin nur ein alter Mann, der auch ein Penner sein könnte«

»Komet Bernhard« und sein erstes eigenes Open Air

BERICHT: Leonie Karnowsky (Praktikantin)

Denkt man an Berliner mit Leidenschaft, denkt man früher oder später zwangsläufig an ihn: »Komet Bernhard«, der Mann mit den Seifenblasen. Der feierte anlässlich seines Geburtstages am 9. August sein erstes eigenes Open Air in der »Magdalena.« Trotz extremer Hitze verlor der techno-affine 67-Jährige selbst nach über zwölf Stunden Dauer-Party nicht an Energie. Die lässt sich schon beim Auspacken seines Dekomaterials spüren, das von Puppen über Kuschtiere bis hin zu einem Zelt reicht. Zu jedem Utensil hat »Komet« eine Geschichte auf Lager. Selbstverständlich darf auch sein Markenzeichen, das Seifenblasenschwert, nicht fehlen. Davon hat er viele, in den verschiedensten Ausführungen und mit den wundervollsten Accessoires verschönert. Sein nächstes »Projekt« ist ein echtes Samuraischwert, das er zu seinem ganz eigenen Seifenblasenschwert umfunktionieren möchte.

Doch warum eigentlich Seifenblasen? »Seifenblasen sind ein Kommunikationsmedium. Alle sind davon fasziniert, vom Kleinkind bis zum alten Mann. Sobald ich irgendwo meine Seifenblasen auspacke, lächeln die Leute, die Stimmung wird gelockert und man kommt ins Gespräch. Sie sind ein Symbol für Schönheit, aber auch für Vergänglichkeit«, erzählt »Komet«.

Aber längst nicht alle freuen sich, wenn sie den älteren Mann erblicken: Manche sehen in ihm nur eine »eigenartige Figur«, einige Male sei er schon angegriffen worden, auch körperlich. Er erzählt, er höre von Leuten oft den Spruch: »Das ist nicht ertragbar, was der »Komet« macht« – und lacht: »Und dann mache ich es extra!« Trotzdem: Er möchte mit seiner Kunst ernstgenommen werden, denn er ist zweifellos ein lustiger Mensch, aber kein Clown. Vielmehr ist er, der sich selbst als »Requisiteur« bezeichnet, ein Lebenskünstler, einer, der immer Menschen um sich hat. Sie nehmen ihn mit auf Festivals wie die »Fusion« und zögern keine Sekunde, wenn es darum geht, ohne Honorar auf seinem Open Air aufzulegen: Alle DJs haben an diesem Tag kein Geld verdient.

Sowieso ist Geld für »Komet« nicht wichtig, erzählt er: »Ich mach' mir keine Gedanken um Geld. Warum soll ich mir Gedanken über etwas machen, das ich nicht habe? Ich habe kein Geld – und ich brauche auch keins.« Für ihn zählen andere Dinge, er möchte die Leute glücklich machen, mit dem was er tut. Und auch wenn man angesichts seiner unermüdlichen Energie anderes denken könnte: Drogen hat Komet nie angerührt, zu viele Leute hat er dadurch zugrunde gehen sehen. »Ich weiß, dass es gute



Komet Bernhard bereitet seinen Seifenblasen-Einsatz vor
(Foto: Leonie Karnowsky)

Drogen gibt, aber nicht für mich. Ich habe immer gedacht, irgendwann würde ich mal welche nehmen, aber heute weiß ich, dass ich das nicht brauche. Ich habe meine Partys, ich habe meine Freunde – das ist meine Droge!« Die Leute, die Drogen nehmen wollen, sollten aber darauf achten, dass sie keinen Dreck zu sich nehmen, sagt er. Deswegen geht ein Teil der Einnahmen des Open Air auch an die Drogenaufklärung »Alice-Project«.

Ein anderer Teil des Erlöses geht an den *strassenfeger/mob e.V.*, denn »Komet« hatte selbst eine schwere Zeit, die er seinen »Absturz« nennt. Er hat damals alles verloren und sagt, er hatte Glück, dass er nicht selbst zum Obdachlosen wurde. Er weiß, wie schnell das passieren kann, auch wenn niemand damit rechnet.

Der Mann mit dem langen weißen Bart hat viel gelernt in seinem bisherigen Leben, und das merkt man. Beispielsweise dann, wenn er einem das »Yi Jing« erklärt, eine Jahrtausende alte chinesische Sammlung von Strichzeichnungen. Ich muss zugeben: So ganz habe ich die komplizierte Lehre nicht verstanden. Aber »Lebensweisheiten und der Rat, die Natur zu ehren, kommen bei den Party People heutzutage gut an«, weiß »Komet« und will dann unbedingt noch eine Sache klarstellen. Er werde oft zitiert mit dem Satz: »Ich werde mit dem Messer im Rücken in der U8 sterben.« Der sei aber keinesfalls wörtlich zu nehmen, er wolle damit nur ausdrücken, dass er nicht vor Langeweile im Bett sterben will, zumal sei die U8 seine Lieblings-Bahn. Und falls er doch einmal Langeweile haben sollte, darf er mir gerne nochmal in aller Ausführlichkeit das »Yi Jing« erklären.

Ein Experiment

Erstes Verkäufer-Frühstück beim strassenfeger

BERICHT: Redaktion

Am 10. August hatten wir die Verkäufer des *strassenfeger* zum ersten sogenannten Verkäufer-Frühstück in den sozialen Treffpunkt »Kaffee Bankrott« in der Storkower Str. 139D eingeladen. Die Idee dahinter: Redaktion und Verkäufer der sozialen Straßenzeitung noch enger zusammenzubringen, Erfahrungen bei der Produktion des Magazins bzw. beim Vertrieb und Verkauf auszutauschen. Bei dem gemeinsamen Frühstück stellte der Chefredakteur zu Beginn erst einmal die neue Ausgabe des *strassenfeger* vor. Er berichtete den anwesenden Vertriebsmitarbeitern und Verkäufern über die Inhalte der Ausgabe mit dem Titelthema »WANDEL« und erklärte, was es mit dem Titelbild auf sich hat: Einer der wichtigsten Artikel war ein Bericht von Tannaz Falaknaz über die Situation in Griechenland. Die alte Dame (auf einem Wochenmarkt auf Kreta) steht exemplarisch für Griechenland und spiegelt die schwierige Situation dort wider.

Danach tauschten sie die Redaktion und die Verkäufer über die Probleme und Herausforderungen beim Vertrieb und Verkauf des *strassenfeger* auf der Straße aus. Es gab natürlich sowohl Lob als auch Kritik, es gab Wünsche, Vorschläge und Ideen. Besonders interessant war, dass mit unserem Verkäufer Mauro ein Mann aus Italien mit dabei war. Wir werden ihn hoffentlich in einer der nächsten Ausgaben in einem Verkäuferporträt vorstellen können.

Dieses Verkäufer-Frühstück soll eine regelmäßige Veranstaltung werden. Wir hoffen, dass es beim nächsten Mal, wahrscheinlich am 7. September, noch mehr Verkäufer kommen und an diesem offenen Gedankenaustausch teilhaben werden. Die belegten Brötchen und der frische Kaffee schmeckte übrigens allen Teilnehmern sehr gut. Fazit: Experiment gelungen. Das werden wir ausbauen!



Futtern wie bei Müttern im Kaffee Bankrott



Anzeige

Das „Dach-überm-Kopf Spiel“
 Interaktives Wohnspiel, bei dem sich Jugendliche mit den Herausforderungen der ersten eigenen Wohnung und der Lebenswelt eines Mietshauses auseinandersetzen.

WOHNOPOLY

Terminanfrage unter Tel. (030) 55 15 33 29

GESOBAU

Auftakt nach Maß!

Hertha BSC startet mit Auswärtssiegen in die neue Saison

BERICHT: Andreas Düllick

Ein Auftakt nach Maß: Erst der Sieg im DFB-Pokal auswärts bei Arminia Bielefeld! Dann der 1:0-Auswärtssieg im ersten Spiel der neuen Fußballbundesliga-Saison gegen Augsburg! Genauso hatten es sich Präsident, Manager und Trainer ganz sicher gewünscht. Und auch alles dafür getan. Fast alles. Zum Beispiel die gelungenen Transfers: Cheftrainer Pál Dárdai bekam mit Vladimír Darida (SC Freiburg) und Mitchel Weiser (vom FC Bayern München) echte Verstärkungen spendiert. Nico Schulz (22) wechselte unterdessen für ca. 3,5 Millionen Euro zu Borussia Mönchengladbach. »Wir haben die Entwicklung von Nico Schulz in den vergangenen Jahren genau verfolgt und freuen uns, dass wir ihn nun verpflichten konnten«, sagte Borussia-Sportdirektor Max Eberl. Der 18-jährige Linksverteidiger Maximilian Mittelstädt unterschrieb einen Profivertrag bis 2018. Weitere gute Spieler sollen folgen. Im Gespräch sollen angeblich u.a. die brasilianischen Ausnahmekicker Paulinho (Guangzhou Evergrande Taobao) und Alexandre Pato (FC Sao Paulo) sein, wenn man der brodelnden Gerüchteküche glauben darf. Beide haben allerdings einen sehr hohen Marktwert, und ob sich »Hertha« diese Spieler leisten kann...

Angesichts der derzeitigen Verletztenliste der Berliner, sie ist die längste in der Bundesliga, mit Mitchell Weiser, Julian Schieber, Tolga Cigerci, Sami Allagui und Änis Ben-Hatira alles Offensiv-Spieler, die sehr gut in die Startelf von Pál Dárdai passen würden, scheint eine Verstärkung aber dringend erforderlich. Auch wenn dem derzeit einzigen nominellen Stürmer, Salomon Kalou, in den ersten beiden Spielen die ersten Saisontreffer gelungen sind. Vielleicht ist ja bei Kalou nun endlich der Knoten geplatzt. Endlich ein Tor machen, genau das hatte Pál Dárdai vorher von seinem Mittelstürmer sehr entschieden verlangt (Er hatte es aber auch vorhergesagt!) Es war in Augsburg das einzige Tor – und damit das entscheidende des Spieltages. Ein wenig Glück war zugegebenermaßen auch dabei, denn es war ein Foulelfmeter, den der Mann von der Elfenbeinküste in der 48. Minute trocken verwandelt. Es war aber nicht nur Glück, denn zuvor wurde er bei einer guten Aktion im Strafraum regelwidrig gelegt. Der Lohn für Kalou und seine Jungs waren eben dieser Strafstoß, das Siegtor und die ersten drei Punkte.

Das 35 Prozent Glück im Fußball dazu gehören, hatte Pál Dárdai schon auf der Pressekonferenz vor dem Augsburg-Spiel erläutert. In der vergangenen Saison hatte die »Hertha« davon eher weniger. Dieses ominöse Glück erarbeiteten sich die Berliner, vor allem in der Person des bärenstarken Torwarts Thomas Kraft in den Schlussminuten des ersten Bundesligaspiels der neuen Saison. Allein in der Nachspielzeit glänzte Kraft mit zwei irren Paraden zwischen den Pfosten und sicherte Berlin den durchaus verdienten Sieg. »Wir müssen uns bei Thomas für die beiden Punkte bedanken«, sagte Herthas Cheftrainer Pál Dárdai, und meinte damit die Punkte, die bei einem Torerfolg der Augsburger ein Unentschieden und damit eben nur einen einzigen Punktgewinn bedeutet hätten. Kraft selbst sagte dazu in seiner lakonischen Art nur: »Das ist mein Job.« Und »Es war ein Männersieg!«

Zum 2:0-Auswärtssieg in der ersten Runde des DFB-Pokals gegen Arminia Bielefeld muss man nicht mehr viel sagen. Das



Ragnar Klavan (FC Augsburg), Thomas Kraft und Jens Hegeler (Hertha BSC) beim Spiel FC Augsburg gegen Hertha BSC (v.l.n.r.) (Foto: City-Press GbR)

Spiel gewonnen durch Tore von Kalou (73. Minute) und Neuzugang Vladimír Darida (88.), eine Runde weiter und gut. Ach ja, es war die gelungene Revanche für das letztjährige Ausscheiden. Und es hat Mut gemacht und Selbstvertrauen gebracht. Schließlich will der Trainer diesmal unbedingt das Endspiel des DFB-Pokals im heimischen Berliner Olympiastadion erreichen. Schön wäre es, wenn sich dieser Traum erfüllen würde. Ein anderer Wunsch des Trainers platzte: Balázs Dzsudzsák, Wunschspieler von Pál Dárdai, kommt leider nicht nach Berlin. Der Linksaußen von Dinamo Moskau wechselte zu Bursaspor, in die Türkei. Da gibt es halt mehr Kohle. Zum nächsten Gegner im DFB-Pokal sagte der Trainer übrigens: »Ich wollte einen starken Gegner zu Hause. Jetzt ist es der FSV Frankfurt und erneut auswärts. Unsere Aufgabe ist klar: Hinfahren, ernst nehmen, gewinnen und in der nächsten Runde dann hoffentlich mal im Olympiastadion weitermachen.« Manager Preetz, twitterte: »Und immer wieder auswärts...!«

Ach so, eins noch: Der Geschäftsführer Sport, Michael Preetz, feierte gerade seinen 48. Geburtstag. Alles Gute nachträglich!

Holpriger Saisonstart der »Eisernen«

1. FC Union Berlin noch ohne Saisonsieg

BERICHT: Andreas Düllick

Auf meine nicht ganz ernst gemeinte Frage, ob der Rasen der »Alten Försterei« denn angesichts der tropischen Temperaturen überhaupt bespielbar sein werde, antwortete Union-Trainer Norbert Düwel auf der Pressekonferenz vor dem Spiel gegen den 1. FC Kaiserslautern schmunzelnd, dass der Greenkeeper das wohl schon irgendwie hinkriegen würde. Am Spieltag selbst kam es dann ganz anders, es regnete vor 20.149 Zuschauern teilweise Strippen, wie der Berliner so schön sagt. Das tat dem Spiel aber gar keinen Abbruch, im Gegenteil: Es war eine rassige und aufregende Zweitliga-Partie.

Leider reichte es auch in diesem Saisonspiel nicht zu einem Sieg. Noch nicht, muss man sagen. Denn die »Unioner« gingen engagiert und mit Biss zu Werk, hatten die negativen Ergebnisse völlig aus dem Kopf verbannt. Düwel hatte sich für ein 4 – 4 – 2-System entschieden, um Kaiserslautern von Anfang an unter Druck zu setzen. Allerdings gelang das nur am Anfang der Partie, denn die »Roten Teufel« aus der Pfalz stellten sich schnell darauf ein und agierten ihrerseits sehr zielstrebig. Der Norweger Ruben Jenssen war es dann in der 25. Spielminute, der den Ball geschickt an »Union«-Keeper Daniel Haas vorbei zur 1:0-Führung einschob. Nach



Trainer Norbert Düwel antwortet oft sehr verschmitzt
(Foto: Andreas Düllick ©VG Bild-Kunst)

der Halbzeitpause drehten dann Maximilian Thiel und Bobby Wood das Spiel. Der 22-jährige Maximilian Thiel war es, der die »Eisernen« in der 67. Minute mit einem knallharten Schuss ins lange Eck wieder zurück ins Spiel brachte. Dem 1:1 folgte dann schnell das Tor zur Führung: Der amerikanische Nationalspieler und »Union«-Neuzugang Bobby Wood erzielte ganze fünf Minuten später sein erstes Tor für den 1. FC Union. Die Hausherren schienen dieses 2:1 lange Zeit gut über die Runden bringen zu können. Doch dann passierte das, was nicht passieren durfte:

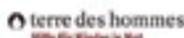
Der gerade eingewechselte Maurice Deville erzielte den nicht ganz unverdienten Ausgleich für die bärenstarken Pfälzer. Der 23-Jährige hatte sich bei einem Freistoß vor dem Tor von »Union«-Torhüter Daniel Haas am höchsten in die Luft geschraubt und zum 2:2 eingeköpft. Dabei blieb es dann bis zum Schluss.

Norbert Düwel kommentierte das Ergebnis nach dem Spiel so: »Kompliment an beide Mannschaften. Das war ein interessantes und tolles Spiel bei diesen schwierigen Bedingungen. Wir haben nach dem blamablen Pokal-Aus Moral und Charakter gezeigt. In der zweiten Halbzeit haben wir mindestens auf Augenhöhe agiert. Aber unterm Strich ist das Unentschieden für beide Teams verdient«, so. Düwel hatte in den Trainingstagen vor dem Spiel versucht, mit seinen Jungs das Remis gegen Fortuna Düsseldorf (1:1), die Niederlage gegen Sandhausen (3:4) und das Ausscheiden in der ersten Runde des DFB-Pokals gegen Viktoria Köln (1:2) zu verarbeiten. Fast wäre seine Strategie aufgegangen. Aber der ruhige und bedächtige Trainer gab den ob der fehlenden Siege etwas aufgeregten Journalisten mit auf den Weg, dass die Saison ja gerade mal drei Spieltage alt sei und noch viele Spiele zu bestreiten seien. Abgerechnet werde am Schluss. Ok, fünf Euro ins Phrasenschwein, aber Recht hat er schon.

Anzeige

An advertisement for the '2. Konferenz der Straßenkinder' (2nd Conference of Street Children) held in Berlin on September 25th and 26th, 2015. The ad features a grid of eight photographs of children and young adults, each with a text overlay indicating their age: '2 Jahre', '6 Jahre', '3 Jahre', '6 Jahre', '2 Jahre', '2 Jahre', '8 Jahre', and '...wohnungslos'. The website 'www.strassenkinderkongress.de' is listed at the bottom.

2. Konferenz der Straßenkinder am 25. und 26.9.2015 in Berlin
www.strassenkinderkongress.de



Wir kommen auf den Hund

Die Sommerausstellung des Kupferstichkabinetts am Kulturforum

Rezension: Manfred Wolff

Ein Leben ohne Mops ist möglich, aber sinnlos.« Diese Feststellung Loriots wurde nicht beachtet. Es ist kein Mops im Kupferstichkabinett zu sehen. Die Hunde jedoch, die da auf 100 Blättern zu sehen sind, gehören zum Leben der Menschen, begleiten sie von der Kindheit bis ins Alter, Männer und Frauen, Arme und Reiche, in der Stadt und auf dem Lande.

Die diesjährige Sommerausstellung ist nicht nur eine Besonderheit im Jahresprogramm des Kupferstichkabinetts, sie nimmt mit dem Hund auch ein Thema auf, das die Symbiose von Mensch und Tier auf nachdenkliche und heitere Weise in das Blickfeld rückt. Dabei wird die Kunstgeschichte von Albrecht Dürer und Rembrandt bis zu Otto Dix und Dieter Roth durchschritten. Gleichzeitig ist die Ausstellung ein exemplarischer Rundgang durch die Sammlung des Kabinetts, die 660 000 Stücke umfasst.

Die Hundebilder aus dieser Sammlung vermitteln einen interessanten Einblick in die verschiedenen Formen des graphischen Schaffens. Zeichnungen stehen neben Radierungen, Aquarelle neben Ölskizzen. Natürlich ist auch die Vielfalt der Rassen, der Modehunde und Arbeitshunde zu sehen: Es gibt den Schäferhund und das Windspiel, den kleinen Schoßhund und den mächtigen Neufundländer, den Jagdhund und den Spannhund.

Der Hund als Symbol der Treue begleitet schon Adam und Eva im Paradies, liegt dem Heiligen Hieronymus bei seiner Übersetzungsarbeit zu Füßen, springt munter durch das Goldene Zeitalter. Ritter, Tod und Teufel werden von einem Hund begleitet. Während Rembrandts barmherziger Samariter sein mildtätiges Werk tut, hockt daneben ein Hund und verrichtet sein Geschäft. Das adlige Waidwerk ist ohne den Hund nicht zu denken. So ist der Heilige Eustachius von seinen Hunden umgeben, wo immer zur Jagd geblasen wird, sind die Jagdhunde dabei, wirken aktiv mit beim Erlegen des Wildes. Doch nicht nur seine natürlichen Eigenschaften nutzt der Mensch. Ein Aquarell aus dem frühen 19. Jahrhundert zeigt eine Ansicht der Straße Unter den Linden, wo eine Frau ihre Karre von einem Hund ziehen lässt. Adolph von Menzel hat mit seiner Darstellung eines Spannhundes, der in seinem Geschirr sich zu erholen sucht, ein beeindruckendes Bild vom Missbrauch des Hundes gezeichnet, eine Gepflogenheit, die erst im 20. Jahrhundert durch den Tierschutz beendet wurde.

Ein anderes Motiv, das uns aus dem heutigen Berlin nur zu vertraut ist, haben die Künstler schon seit dem 17. Jahrhundert aufgegriffen. Faccini zeichnet einen blinden Bettler, der von



Ernst Ludwig Kirchner: »Dame mit Hund«

seinem Hund begleitet wird. Bei Schnorr von Carolsfeld erscheint die Maria mit dem Jesuskind einem blinden Alten, der Streichholzverkäufer von Otto Dix sitzt mit seinem Hund auf dem Fußweg, Sigmar Polkes Kölner Bettler hat ebenfalls einen Hund bei sich. Wer von den Menschen verlassen und verachtet ist, hat in seinem Hund den treuen Begleiter, der ihm Freude und Trost spendet.

Beeindruckend ist die Detailtreue, die die Künstler bei ihren Werken anwenden. Da wird das Muskelspiel des Windhundes ebenso abgebildet wie das struppige Fell des Wasserhundes. Kein Haar im Fell, das jeweils charakteristisch ist, wird ausgelassen, keine Farbnuance vernachlässigt. Das Hundeportrait gibt das Wesen des Tieres wieder, und wenn Herr und Hund gemeinsam portraitiert werden, springt die Ähnlichkeit ins Auge.

Nicht ohne Stolz merke ich noch an, dass meine Neufundländerhündin Tilla der polnischen Künstlerin Ewa Walawska Modell war und meine Berner Sennenhündin Myszka in der Wiesbadener Kunsthalle bereits vor 15 Jahren in einer Werkchau von Leszek Golec mitwirkte – als erster Hund in diesen heiligen Hallen. Kunst ohne Hund ist möglich, aber sinnlos, kann man frei nach Loriots sagen – sie gehören einfach zusammen!

INFO

Sommerausstellung »Wir kommen auf den Hund« im Kupferstichkabinett

noch bis zum 20.09.2015

Kulturforum Matthäikirchplatz

Öffnungszeiten So 11:00 - 18:00,

Di bis Sa 10:00 - 18:00

Eintritt 6 / 3 Euro

➤ www.smb.museum/museen-und-einrichtungen/kupferstichkabinett/ausstellungen/

achtung

HARTZ IV

INFO

Mehr zu ALG II und Sozialhilfe
 Der neue Leitfaden ALG II/Sozialhilfe von A-Z (Stand Juli 2013)

- erhältlich für 11 EUR im Büro des mob e.V., Storkower Str. 139d, oder zu bestellen bei: DVS, Schumannstr. 51, 60325 Frankfurt am Main,
- Fax 069 - 740 169
- www.tacheles-sozialhilfe.de
- www.erwerbslosenforum.de

NEUE AV-WOHNEN

TEIL 3

RATGEBER: Jette Stockfisch

Soziale Beratung
 (Schwerpunkt Hartz IV)
 Dienstags 15 – 17 Uhr
 in der Storkower Str. 139d

Im dritten Teil nun die Tabelle für Bruttokaltmiete plus Heizkosten als Gesamtmiete. Die Tabelle bezieht sich waagrecht auf die Personenzahl einer Bedarfsgemeinschaft. Sowohl die Personenzahl, wie auch die Bruttokaltmiete sind im Abschnitt Gebäudefläche (100 bis über 1 000 qm) immer gleich. Die Grenzwerte für die Gesamtmiete sind abhängig von der Quadratmeterzahl des Gebäudes und der verschiedenen Heizenergieträger Heizöl, Erdgas oder Fernwärme. Beispiel: Bei einer 1-Personen-Bedarfsgemeinschaft ist der Grenzwert für die Bruttokaltmiete (Nettokaltmiete plus kalte Nebenkosten) immer 364,50 Euro. Erst mit der nächsten Spalte der Tabelle verzweigen sich die Grenzen auf die Gebäudefläche plus die verschiedenen Heizenergieträger. Somit darf die Gesamtmiete für eine Person zwischen 438 und 463 Euro betragen.

Die AV-Wohnen bestimmt, dass diese Grenzwerte nicht nur für die monatliche Miete gelten, sondern inklusive eventueller Nachzahlungen nach einer Betriebskostenabrechnung. Hier wird laut AV-Wohnen die Nachzahlung, verteilt auf 12 Monate, auf die Miete aufgeschlagen. Beispiel: Die Mietobergrenze für eine Person beträgt 360 Euro, die tatsächliche Miete beträgt 355 Euro, die Nachzahlung aus der Betriebskostenabrechnung ergibt eine Nachzahlung von 180 Euro. Geteilt durch zwölf Monate ergibt das 15 Euro monatlich. Das heißt, die Miete ist mit Nachzahlung auf unangemessene 370 Euro mtl. gestiegen. Hier sieht die AV-Wohnen lediglich die Prüfpflicht vor, ob die Betriebskostenabrechnung eventuell rechtswidrig ist. Prüfkriterien sind:

- a) „die Abrechnung vom Vermieter nicht rechtzeitig vorgelegt wird,
- b) der Abrechnungszeitraum nicht angegeben ist,
- c) nicht nur umlagefähige Betriebskosten aufgeführt worden sind,
- d) die Betriebskosten auch gewerblich genutzte Räume mit umfassen,
- e) der Kostenanteil der Mieterin/des Mieters nicht nachvollziehbar ausgewiesen wird (Verteilerschlüssel),
- f) die Vorauszahlungen der Mieterin/des Mieters nicht richtig beziffert wurden.“

Diese Prüfkriterien sind ja ganz toll, sie übersehen jedoch ein viel größeres Problem. Mit diesem Problem befasst sich der Ratgeber im nächsten Teil.

| Personenzahl | Bruttokaltmiete | Gebäudefläche in qm | Heizöl | Erdgas | Fernwärme |
|-------------------|-----------------|---------------------|--------|--------|-----------|
| 1 | 364,50€ | 100-250 | 460€ | 449€ | 463€ |
| | | 251-500 | 457€ | 445€ | 459€ |
| | | 501-1000 | 454€ | 442€ | 456€ |
| | | über 1000 | 449€ | 438€ | 450€ |
| 2 | 437,40€ | 100-250 | 552€ | 539€ | 555€ |
| | | 251-500 | 548€ | 534€ | 551€ |
| | | 501-1000 | 545€ | 530€ | 547€ |
| | | über 1000 | 539€ | 525€ | 540€ |
| 3 | 518,25€ | 100-250 | 662€ | 645€ | 666€ |
| | | 251-500 | 657€ | 639€ | 660€ |
| | | 501-1000 | 652€ | 634€ | 655€ |
| | | über 1000 | 645€ | 628€ | 646€ |
| 4 | 587,35€ | 100-250 | 750€ | 731€ | 754€ |
| | | 251-500 | 744€ | 725€ | 748€ |
| | | 501-1000 | 739€ | 719€ | 743€ |
| | | über 1000 | 731€ | 712€ | 732€ |
| 5 | 679,97€ | 100-250 | 866€ | 844€ | 871€ |
| | | 251-500 | 859€ | 837€ | 863€ |
| | | 501-1000 | 853€ | 830€ | 857€ |
| | | über 1000 | 843€ | 822€ | 845€ |
| jede weit. Person | 84,12€ | 100-250 | 108€ | 105€ | 108€ |
| | | 251-500 | 107€ | 104€ | 107€ |
| | | 501-1000 | 106€ | 103€ | 106€ |
| | | über 1000 | 105€ | 102€ | 105€ |

»ALLE ANGABEN OHNE GEWÄHR«

Aus meiner Schnupftabakdose

KOLUMNE: Kptn Graubär

Bei den Sozialdemokraten tut sich was. Die jungen Leute wollen den Kanzlerkandidaten von allen Mitgliedern wählen lassen, von wegen mehr Demokratie wagen, wie der Säulenheilige Willy einst sagte. Bei aller Rückbesinnung haben sie wohl übersehen, dass so etwas schon mal schief ging. Radelrudi Scharping ging im wahrsten Sinne des Wortes baden.

Wenn das diesmal wirklich demokratisch zugehen soll, dann darf nicht nur ein Dreivorschlag ausgekugelt werden wie damals. Wenn jedes Mitglied das aktive Stimmrecht hat, muss es auch das passive Stimmrecht haben. Schließlich ist doch jeder Sozialdemokrat ein potentieller Bundeskanzler, wie auch alle deutschen Männer potentielle Nationalmannschaftstrainer sind. Falls es zu so einer Urwahl kommen sollte, habe ich mich in meinem Bekanntenkreis schon mal umgehört, wie so die Stimmung dafür ist.

Schon mein erster Fragekandidat hat mich überrascht. »Natürlich werde ich dann auch kandidieren. Ich bin nun schon 45 Jahre Mitglied der Partei, da kann doch endlich mal was für mich rauskommen. Ich habe genug Plakate für andere geklebt. Als Rentner habe ich Zeit und einen großen Erfahrungsschatz. Also wird Georg Wuttke Bundeskanzler!«

Da frage ich doch besser junge Leute. Frau Winkelmann-Berger wohnt bei mir im Haus und arbeitet bei der Sparkasse. »Ich will mich als BundeskanzleriX vor allem um Griechenland kümmern. Ich war da schon zweimal im Urlaub, und meine Tätigkeit in der Kreditabteilung hat meinen Blick für faule Kunden geschärft. Und die SPD muss eine KandidatiX haben, die nicht in den patriarchalischen Rollen gefangen ist.«

Horst K. (seinen Nachnamen soll ich nicht nennen) sieht sich da in einer Zwangslage. »Ich muss kandidieren, ob ich will oder nicht. Da ich Hartz 4 beziehe, bin ich verpflichtet, mich um jeden freien Arbeitsplatz zu bewerben. Ich will kei-

nen Ärger mit meinem Sachbearbeiter im Job-Center haben, da mache ich eben das bisschen Wahlkampf, und vielleicht klappt es ja diesmal.«

Lutz Müller ist da schon von anderem Kaliber. »Ich war schon wiederholt stellvertretendes Mitglied verschiedener BVV-Ausschüsse. Ich kenne mich also aus in der Politik und möchte meine Fähigkeiten mal auf einer anderen Ebene anwenden. Das Bundeskanzleramt wäre da gerade richtig.«

Mario Falterstein ist in meinem Supermarkt für das Frischgemüse zuständig und wohnt noch nicht lange in Berlin. »Gennse sich das varstellen, dass ich Ganzler wärde? Sachsen sind doch vigilant. Jetzt ham wer Dämogradie, da gennwer den Besserwessis mal zeichen, was wir in der Husen haben.« Fabian Gohlke ist ein junges, aufstrebendes Talent. »Ich bin schon drei Jahre SPD-Mitglied, war vorher schon bei den Grünen und der FDP und habe gerade meinen Bachelor in Politikwissenschaft gemacht. Ich werde sicher einen besseren Bundeskanzler abgeben als Frau Merkel, die ja nur Physik studiert hat. Und auch besser als Gabriel. Der hat ja keinen Bachelor.«

Martha Krüger ist ein Weddinger Urgestein. »Ich habe vier Kinder großgezogen und arbeite jetzt an der Supermarktkasse. Ich organisiere immer die Weihnachtsfeier und den Straßenstand unserer Frauengruppe. Die Leute kennen und mögen mich. Wir brauchen mal eine Kanzlerin, die nicht nur die Finger vor dem Bauch spreizt, sondern die auch richtig zupacken kann.«

Wen immer ich fragte: Alle konnten sich eine Kanzlerkandidatur vorstellen. Da rollt eine mächtige Welle der Entschlossenen auf die SPD-Spitze zu. Wenn das repräsentativ ist, nicht nur für Berlin, sondern für die ganze halbe Million Mitglieder, werden die diesmal keinen Stimmzettel, sondern ein Stimmtaschenbuch bekommen, in dem die Kandidaten vorgestellt werden. Für Lektüre an langen Winterabenden ist dann gesorgt.



MITMACHEN

Du willst selbst einen Artikel schreiben oder dich anderweitig an der Redaktionsarbeit des strassenfeger beteiligen? Dann komm zur öffentlichen Redaktionssitzung!

Jeden Dienstag 17 Uhr

Kaffee Bankrott, Storkower Str. 139d

Mehr Infos unter: 030 - 419 345 91

Vorschau

Wikipedia-Zeit und CCC-Rakete auf dem Berlin-05-Festival
(Foto: Dirk Ingo Franke/Wikipedia CC BY-SA 2.0)

Sozialwarenkauflhaus »Trödelpoint« von mob e.V.

Das Sozialwarenkauflhaus »Trödelpoint« in der Storkower Straße 139D lädt ein: Auf etlichen Quadratmetern kann hier stöbern, wer nach günstigen gebrauchten Gebrauchsgegenständen sucht. Einkaufen darf, wer seine Bedürftigkeit durch den Berlinpass oder sonstigen Nachweis des Sozialhilfebezugs nachweisen kann, aber auch Studenten und Rentner können sich hier günstig einrichten. Hartz IV-Bezieher haben die Möglichkeit, wenn sie über keinerlei Wohnungseinrichtung verfügen, einen Antrag auf Erstausrüstung für die Wohnung beim zuständigen Jobcenter zu stellen.

Vom Jobcenter gibt es eine Kostenübernahme und mit der kann man sich im »Trödelpoint« was Schickes und Praktisches aussuchen.

Wer etwas abzugeben hat, das noch funktioniert, darf es zu den Öffnungszeiten vorbeibringen oder mit unserem Team einen Abholtermin vereinbaren.

Öffnungszeiten: Montag bis Freitag jeweils von 8 bis 18 Uhr

Telefon: 030 - 24 62 79 35, Fax: 030 - 24 62 79 36

E-Mail: troedelpoint@strassenfeger.org

Impressum**HERAUSGEBER**

mob – obdachlose machen mobil e.V.
Storkower Str. 139d, 10407 Berlin
Telefon: 030 - 467 946 11 | Fax.: 030 - 467 946 13

VORSITZENDE Dr. Dan-Christian Ghattas,
Olga Perwuchin, Andreas Düllick (V.i.S.d.P.)

CHEFREDAKTEUR Andreas Düllick

REDAKTIONELLE MITARBEIT

Redaktionelle Mitarbeit: Astrid Baty, Carsten Dahleke, Andreas Düllick, Guido Fahrendholz, Detlef Flister, Werner r.Franke, Leonie von Hartmann, Jutta Herms, Leonie Karnowsky, Jan Markowsky, Christoph Mews, Boris Nowack, OL, Andreas Prüstel, Urszula Usakowska-Wolff, Manfred Wolff

TITELBILD Mitglieder der StäV setzen sich leidenschaftlich für die Rechte von Straßenkindern ein
(Foto: Andreas Düllick ©VG Bild-Kunst)

KARIKATUREN Andreas Prüstel, OL

DESIGNVORLAGE Thekla Priebst

SATZ UND LAYOUT Ins Kromminga

SCHRIFTEN Karmina Sans (mit freundlicher Genehmigung von typetogether), Life

BELICHTUNG & DRUCK Union Druckerei Berlin

REDAKTIONSSCHLUSS 19. August 2015

REDAKTION Storkower Str. 139d, 10407 Berlin
Telefon: 030 - 419 345 91 | redaktion@strassenfeger.org

ABO-KOORDINATION & ANZEIGEN

mob – obdachlose machen mobil e.V.
Telefon: 030 - 419 345 91

Adressen**TREFFPUNKT KAFFEE BANKROT**

Storkower Str. 139d, 10407 Berlin
Telefon: 030 - 447 366 41
Öffnungszeiten: Mo bis So 8.00 – 19.30 Uhr
Zeitungsverkauf: bis 19.30 Uhr

**NOTÜBERNACHTUNG
VORÜBERGEHEND GESCHLOSSEN****TRÖDELPOINT BEI MOB E.V.**

Storkower Str. 139d, 10407 Berlin
Montag bis Freitag 8.00 – 18.00 Uhr
Telefon: 030 - 246 279 35
troedelpoint@strassenfeger.org

WWW.STRASSENFEGER.ORG

Namentlich genannte Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Es war nicht möglich, bei allen Bildern die Urheber festzustellen. Betroffene melden sich bitte bei uns. Für unverlangt eingesandte Fotos, Manuskripte oder Illustrationen übernehmen wir keine Haftung. Der strassenfeger ist offen für weitere Partner. Interessierte Projekte melden sich bitte bei den Herausgebern.

Mitglied in:



Partner:



Facebook:



Ein Dach über dem Kopf

Ronny verkauft den strassenfeger
und benötigt auch Ihre Hilfe!



Die Spendenkampagne »Ein Dach über dem Kopf« wurde von mob – obdachlose machen mobil e.V. und der sozialen Straßenzeitung strassenfeger gestartet, um obdachlosen, wohnungslosen und armen Menschen wirksam helfen zu können. Damit mob e. V. und strassenfeger diese Menschen wirksam und nachhaltig unterstützen kann, brauchen wir dringend Ihre Hilfe!

Ich unterstütze die Spendenkampagne »Ein Dach über dem Kopf« einmalig mit EUR

Ich möchte das Projekt mob e.V./strassenfeger unterstützen und zahle Euro

Ich unterstütze die Kampagne »Ein Dach über dem Kopf« regelmäßig mit monatlich EUR

Ich werde Mitglied im Freundeskreis mob e.V./strassenfeger und unterstütze die sozialen Projekte des Vereins monatlich mit 50 EUR

Name, Vorname (Kontoinhaber)

Kreditinstitut

BIC

Straße und Hausnummer

IBAN

PLZ, Ort

Unterschrift

SEPA-Lastschriftmandat

Hiermit ermächtige ich den mob e. V., Zahlungen von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom o.g. Verein von meinem Konto gezogene Lastschrift einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen – beginnend mit dem Belastungsdatum – die Erstattung des eingezogenen Betrages verlangen. Dabei gelten die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen. Wir versichern, dass Ihre Daten nur für interne Zwecke bei mob e.V. verwendet werden. Vielen Dank für Ihre Spende!

Entsprechendes bitte ankreuzen:

Ich erteile dem o.g. Verein das vorstehende SEPA-Lastschriftmandat zur **einmaligen** Zahlung der Geldspende von meinem o.g. Konto.

Ich erteile dem o.g. Verein das vorstehende SEPA-Lastschriftmandat zur **monatlichen** Zahlung der Geldspende von meinem o.g. Konto.

Bitte senden Sie den Coupon an:

»Ein Dach über dem Kopf« c/o mob e.V.,
Storkower Str. 139d, 10407 Berlin

Spendenkonto:

Bank für Sozialwirtschaft, **BLZ:** 100 205 00 • **BIC:** BFSWDE33BER
IBAN: DE9710020500003283801 • **EMPFÄNGER:** mob e. V.